

D.Lit.
1731
Rara

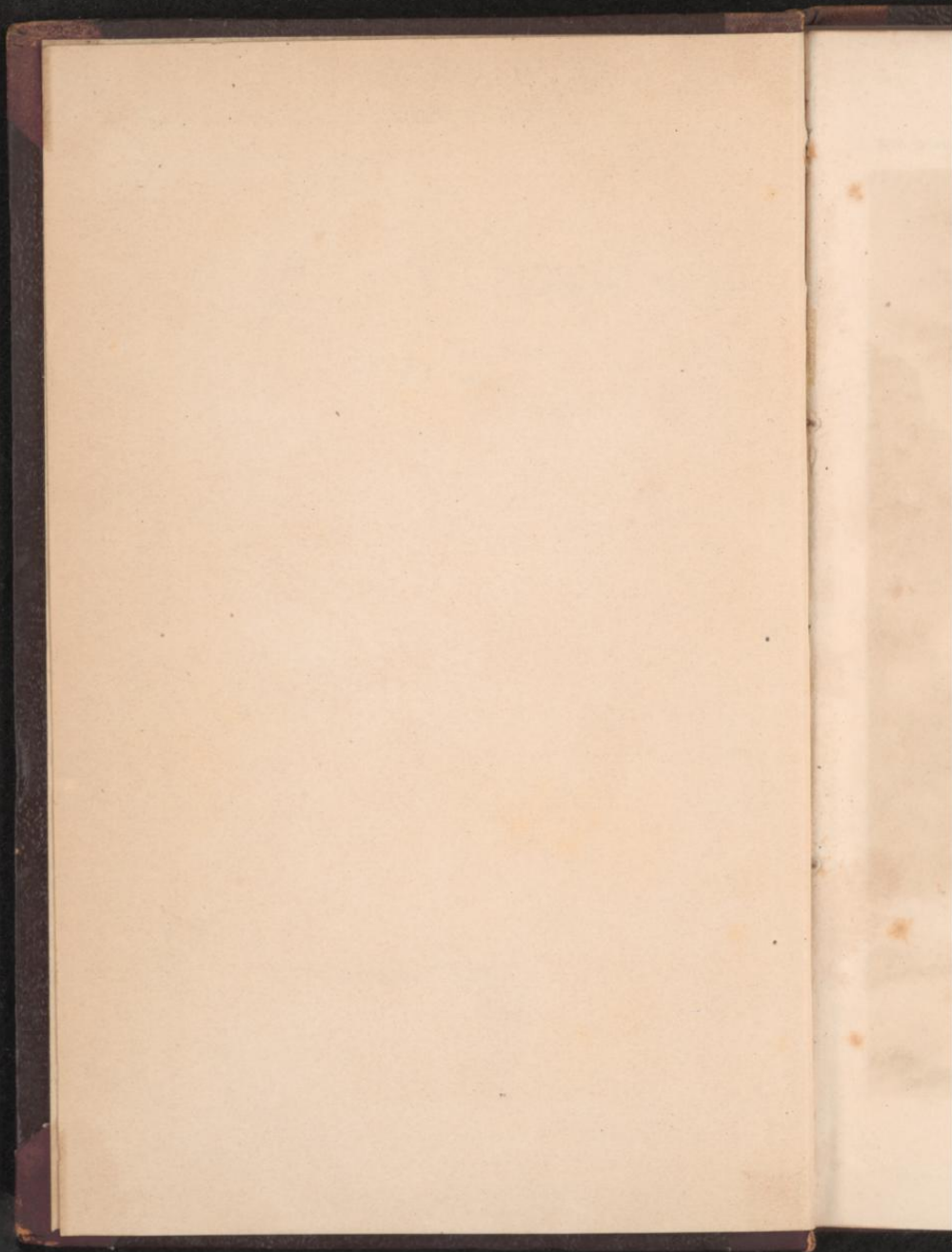


Freib. der Naturh. 6 2
Cin. C. 6 1

Summa 12 "

Nicht ausleihbar

2



LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF



104. 167



Ein Unfall in der Wüste.

Du

U

Der Allvater
Die arme W
Der Prinz
Alexander I.
Der Edelste
Kaiser Fran
Der erste A
Ein Bild de
Walde
Brennus
Das Ofterse
Vom Bern
wegen t

711

Deutscher

Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder

von

P. J. Beumer.

Neue Folge.

II. Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Der Allvater	125	Meeressturm und Strandung an der	
Die arme Wittve und ihre Kinder .	127	Westküste von Jütland	146
Der Prinz und der alte Lieutenant	128	Die Teufelskanzel	153
Alexander I. und der Scheintodte .	129	Die Wildbliebe	155
Der Edelstein	130	Die Räuber	163
Kaiser Franz als Leichenbegleiter .	134	Folgen eines freundlichen Grußes .	165
Der erste Abertaf in Rußland . . .	135	Ein Unfall in der Wüste	167
Ein Bild des Friedens a. d. deutschen		Der Runenstein	172
Walde	138	Der belohnte Todtschlag	174
Brennus	139	Der schlimme Hund	178
Das Osterfest	142	Die Hausratte	180
Vom Bernstein und den Handels-		Die Königskrone	185
wegen der alten Deutschen	144		

In Ver-

Mit vier Steinzeichnungen. *Paris Audouin*

W e s e l,

Druck und Verlag von A. Bagel.

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a mirror image of the reverse side of the page. The word "Rava" is clearly visible in the center.

D. Lit. 1731.

28

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

10. 1528.

31.
Allvater.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet;
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet:
Dein' ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht,
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Gramme;
Es jauchzet die Lippe, die Vater dich nennt:
Scheeliget werde dein Name!

Der du die ewige Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermist,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton:
Herr! Herr! in deinem Gottesreich
Ist Alles recht, ist Alles gleich:
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höh'n,
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ewige Weisheit, unendliche Kraft,
Du bist's, der Alles wirkt und schafft;

Zug. • Wm. N. 8. II. 1.

Die arme Wittve und ihre Kinder.

In einer großen Stadt, wo es viele reiche, aber auch viele arme Leute gab, wohnte auch in einer abgelegenen Straße eine arme Wittve, die vier kleine Kinder zu ernähren hatte. So lange sie rüstig blieb, und bei andern Leuten arbeiten und also etwas verdienen konnte, ging's gut; denn die Frau gehörte nicht zu denen, welche von Wohlthaten anderer Leute zu leben gedenken. Nun aber wurde sie durch eine heftige Krankheit heimgesucht und konnte wochenlang nichts verdienen. Der geringe Vorrath war aufgezehrt und die Kinder baten die Mutter um Brod, denn der Hunger fing an, sie zu quälen. „Ach,“ seufzte die Mutter, „ich kann euch nichts mehr geben, denn den letzten Groschen habe ich gestern zum Bäcker geschickt. „Aber, liebe Mutter,“ rief der kleine Johannes, „wo sollen wir dann etwas bekommen?“ —

„Bitte den lieben Gott!“ sagte die kranke Mutter, „der wird euch helfen.“ Dann aber sank sie auf ihr ärmliches Lager, benetzte dasselbe mit ihren Thränen und dachte über ihr trauriges Geschick nach. Da kamen ihr wohl! die Gedanken, daß es so viele reiche Leute gäbe, die ihr Geld und Gut in Wohlleben und Pug vergeudeten, und sie — die doch stets auf Gott vertraut — liege nun so ganz verlassen da. „Ach,“ seufzte sie, „wenn ich nur das hätte, was Herr N. täglich im Wein vertrinkt, so könnten meine Kinder ihren Hunger stillen.“ — Eine Zeitlang lag sie so stille da; dann aber kam die Neue über ihre Gedanken und sie sprach: „Verzeih' mir, Vater im Himmel, daß ich so kleingläubig war, und daß ich mich vermaß, deine Weisheit und Güte zu tadeln! Gib du mir Kraft und Geduld, mein Schicksal standhaft zu tragen.“ —

„Mutter!“ rief da der kleine Johannes, „jezt werden wir bald Brod bekommen, denn ich bin zur Kirche gewesen, und habe gebetet.“

— „Liebes Kind,“ sagte die Mutter, „das hättest du hier auch gekonnt; denn der liebe Gott ist auch in unserer kleinen Stube.“

— „Ja, liebe Mutter, ich dachte aber so in meinem Herzen, daß ich einmal zur Kirche gehen wollte und dem lieben Gott alles sagen. Da habe ich ihm denn gesagt: Lieber Gott, unsere arme Mutter ist todkrank und kann nichts mehr verdienen. Nun haben wir Kinder nichts mehr zu essen. Mache doch die Mutter wieder gesund und gib uns ein wenig Brod. Siehst du, Mutter, nun wird der liebe Gott doch wohl helfen. Nicht wahr?“

— Gewiß, mein liebes Kind, er kennt ja unsere Noth.

In diesem Augenblick trat die Frau eines reichen Kaufmannes in das Stübchen, und hinter ihr her kam die Magd mit einem großen Henkelkorbe. Die gute Frau erschrock, als sie das Elend hier so groß sah, und Thränen der Rührung traten ihr in die Augen, als Johannes rief: „da schickt der liebe Gott Hülfe!“ Ja, mein Kind, sagte die Frau, der liebe Gott schickt Hülfe, weil du so fromm gebetet hast, und ich habe dein Gebet gehört, aber Gott hat's erhört, indem er mein Herz rührte und ich mich aufmachen mußte, seinen Willen zu vollziehen.

Man theilte sie von der mitgebrachten Speise unter die Kinder aus und erkundigte sich nach Allem. Sogleich wurde ein Arzt herbigerufen und die Kranke mit Allem versorgt. Auch die Kinder erhielten täglich ihre Speisen. Als endlich die Mutter wieder gesund war, mußte sie beständig bei der Kaufmannsrau arbeiten, und der Kaufmann sorgte besonders für den kleinen Johannes, aus dem später ein recht wackerer Mann erwachsen ist.

Der Prinz und der alte Lieutenant.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, der von 1797 bis 1840 regierte, besuchte, als zehnjähriger Prinz, mit seinem Hofmeister zur Zeit der gewöhnlichen Revue der Truppen zu Berlin, das Lager vor dem Halle'schen Thore. Er bemerkte hier einen schon ziemlich bejahrten Kavallerie-Diffizier, dessen Physiognomie ihm gefiel, und mit dem er sich in ein Gespräch einließ. Als er erfuhr, daß er, seines Alters ungeachtet, doch erst Lieutenant sei, so äußerte er seine Verwunderung darüber, und der Diffizier erzählte ihm, daß er während des siebenjährigen Krieges lange Zeit in Kriegsgefangenschaft gewesen, und daher von dem indessen vorgefallenen Vorrücken der Diffiziere, ausgeschlossen geblieben sei. Am folgenden Tage kam der Prinz wieder ins Lager, und suchte den Diffizier auf. Er fing von Neuem ein Gespräch mit ihm an, und bat ihn, er möchte ihm doch zeigen, wie man ein Kavallerie-Pferd sattelte. Der Diffizier ließ sogleich sein Pferd vorführen, und zeigte dem Prinzen jedes einzelne Stück des ganzen Geschirrs, sagte ihm von jedem den Namen, und sattelte alsdann selbst das Pferd. — Als der Diffizier wieder in seinem Stadtquartier angekommen war, ließ er ein kleines Pferd mit vollständigem Sattelzeug verfertigen,

re Noth.
Kaufmannes
gd mit einem
ie das Glend
en ihr in die
Hülfe!" Ja,
ülfe, weil du
ehört, aber
ich mich auf-

unter die Kin-
wurde ein Arzt
uch die Kinder
ter wieder ge-
frau arbeiten,
en Johannes,
t.

der von 1797
, mit seinem
pen zu Berlin,
akte hier einen
Physiognomie
nließ. Als er
Lieutenant sei,
Offizier erzählte
lange Zeit in
indessen vorge-
leben sei. Am
und suchte den
t ihm an, und
Kavallerie-Pferd
ren, und zeigte
rrs, sagte ihm
das Pferd. —
gekommen war,
eug verfertigen,

pag. 127



Die arme Wittwe und ihre Kinder.

und sch
Der P
schon er
ses Pfei

dem alt
erhielt
militäri
Regierun
Unterrich
mich, d
die mich
Friedr
Major
lin, in
Mann n
Könige,
geladen.

Di
auch der
das ist d

Der
im Jahr
Städten
angeeilt,
stehen,
Er stieg
Körper,
ihn hielt,
etwas abf
zu bringen
wenig bek
befreite,
Nach eine
unglückten
befand sich

und schickte es dem Prinzen, um sich daran im Satteln zu üben. Der Prinz hatte eine große Freude darüber, und selbst, als er schon erwachsen war, zeigte er denen, die zu ihm kamen, oft dieses Pferd noch mit sichtbarem Vergnügen. —

Seit jener Zeit fragte Friedrich Wilhelm fleißig nach dem alten Lieutenant, der endlich Rittmeister geworden war, und erhielt immer das beste Zeugniß von seinem Wohlverhalten und militairischen Kenntnissen. In den ersten Tagen, nachdem er die Regierung angetreten hatte, erinnerte er sich des Mannes, der ihm Unterricht ertheilt hatte. Sogleich schrieb er diesem: „Ich freue mich, daß ich jetzt im Stande bin, gewisse Schulden abzutragen, die mich schon lange drückten, und alle Verdienste zu belohnen.“ Friedrich Wilhelm überschickte ihm dabei das Patent als Major und hundert Stück Friedrichsd'or zu einer Reise nach Berlin, indem er ihn selbst zu sprechen wünschte. Der alte, würdige Mann war über diese hohe Ehre hoch erfreut, reiste zu dem edlen Könige, meldete sich, und wurde sogleich von ihm zur Tafel eingeladen.

Die Dankbarkeit ist eine der schönsten Tugenden; darum sagt auch der Apostel Paulus: seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes an euch.

Alexander I. und der Scheintodte.

Der Kaiser von Rußland, Alexander I. (starb 1825) war, im Jahre 1806, auf einer Reise durch Litthauen, zwischen den Städten Kowno und Wilna, seinem Gefolge zu Pferde vorangeilt, und fand plötzlich am Ufer der Wilna mehrere Leute stehen, welche Etwas aus dem Wasser ziehen zu wollen schienen. Er stieg vom Pferde, näherte sich, und sah einen menschlichen Körper, und man wunderte sich, als der Offizier, für den man ihn hielt, verlangte, daß man den todten Körper auf einem trockenen, etwas abhängigem Plage niederlegen, und ihn wieder in's Leben zu bringen sich bemühen sollte. Ja, man war ihm sogar selbst wenig behülflich, als er den Leichnam von den nassen Kleidern befreite, und Brust und Schläfe desselben aus allen Kräften rieb. Nach einer Weile, während der Kaiser noch immer mit dem Verunglückten beschäftigt war, kam sein Gefolge, und unter diesem befand sich auch der kaiserliche Leibarzt, Doktor Weillh. Die

Retterungsversuche wurden nun wiederholt. Der Doktor schlug dem Verunglückten eine Ader, aber es kam kein Blut. Der Kaiser fuhr inzwischen unermüdet fort, ihn zu reiben, doch gab er keine Zeichen des Lebens von sich. Drei Stunden hatte bereits ihre Anstrengung gewährt, da erklärte der Doktor, zum größten Leidwesen des Kaisers, daß alle fernere Versuche vergebens wären, und der Verunglückte todt sei. Der Kaiser wollte es aber noch immer nicht glauben, legte selbst wieder Hand an, und bat den Doktor, noch einen zweiten Adererschlag zu versuchen. Dies geschah, und Alexander hatte die Genugthuung, das Blut fließen zu sehen, und einen leisen Seufzer zu hören. Die Freude und Rührung des Kaisers hierüber war nicht zu beschreiben. Er blickte zum Himmel auf und rief: „Guter Gott! dies ist der schönste Tag meines Lebens!“ und Thränen der dankbarsten Barmherzigkeit benetzten die Wangen des Monarchen.

Die Bemühungen wurden nun mit doppeltem Eifer fortgesetzt, und der Kaiser verband selbst die Ader mit seinem Taschentuch. Der Kranke, der sich nach und nach erholte, wurde nun in ein Haus gebracht, und hier auf das Sorgfältigste gepflegt und behandelt. Bei seiner Abreise gab ihm der Kaiser alles Geld, was er bei sich hatte, und sorgte auch ferner für ihn und seine Familie.

Der Edelstein.

In seiner Burg, auf gewaltigem Fels,
In Hohenzollernschen Landen,
Saß Burggraf Friedrich*), der mächtige Held,
Als die Boten des Kaisers ihn fanden.
Sie riefen ihn auf, nach dem letzten Vertrag,
Als den Auserwählten und Starken,
Von dannen zu ziehen mit riesigem Zug!
Als Churfürst zu schirmen die Markten.

*) Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, Besitzer der Fürstenthümer Anspach und Baireuth, erhielt vom Kaiser Sigismund, dem letzten Sprößlinge des Luxemburg'schen Hauses, 1415 die Markgrafschaft Brandenburg sammt der Chur- und Erz-kämmereiwürde (als Friedrich I.) gegen die Schuldsomme von 400,000 Goldgulden. Die feierliche Belehnung fand 1417 auf dem Conzil zu Aofnitz statt. — Von ihm stammt das jetzt regierende königliche Haus ab.

Flug dem
Der Kaiser
b er keine
ereits ihre
ften Leid-
ären, und
och immer
n Doktor,
hab, und
zu sehen,
Nührung
zum Him-
tag meines
die Wangen

Eifer fort-
em Taschen-
rde nun in
epflegt und
Geld, was
eine Familie.

Hohenzollern,
elt vom Kaiser
schen Hauses,
ar= und Erz-
e von 400,000
dem Conzil zu
igliche Haus ab.

Die Nacht, die dem stürmischen Tage folgt,
Trifft einsam den männlichen Grafen;
Wie Viel' auch die Mauer des Schlosses umschließt,
Sie alle liegen und schlafen.
Da naht in der Stunde der Mitternacht,
Dem Glanze des Himmels umstrahlet,
Ein liebliches Wesen, halb Jungfrau, halb Kind,
Das schöner kein Künstler wohl malet.

Wie Sterne funkelt sein Augenpaar,
Und Anmuth verkündet sein Wesen;
Es war ein Engel, deß Konterfei wir
In allen Chroniken lesen. —
Der tritt vor den staunenden Friedrich hin,
Und schauet ihn an voll Milde;
Nicht oft sieht man so die männliche Kraft
Mit Anmuth vereinigt im Bilde.

„Vernimm, eh' du scheidest, mein tapferer Held,
Was dir jetzt dein Schutgeist verkündet:
Der nächste der Monde, der liebliche Mai,
Zu Kostniz am Rheine dich findet.
Dort setze dir freudig den Churbhut auf's Haupt,
Und dringe weiter zum Ziele;
Dort ist es, wo du zum Herrscher ernannt
Durch der Waffen blutige Spiele.“

„Doch fehlt dir vielleicht zum fürstlichen Schmuck
Der Demant, Rubin und Smaragden?
Es soll den äußerlich schimmernden Glanz
Kein edler König verachten;
Denn wie die Sonne am himmlischen Haus
Im gold'nen Gewande sich zeigt,
So vor der Könige Herrlichkeit
Das Volk in Demuth sich neiget.“

„Zum Abschied von deinem heimischen Heerd'
Nimm diesen Stein, dich zu schmücken.
Es wird, bewahrst du ihn treu und wohl,
Dein neuer Stand dich beglücken.“

Er legt ihn darauf in des Grafen Hand;
 Als dieser will plöglich erkunden
 Den nächtlichen Geber, so mild und zart,
 Da ist dieser plöglich verschwunden.

Doch blüht es hervor aus dem seltenen Stein
 Wie überirdische Gluthen;
 Es flammt, es leuchtet, es reget und braus't
 Wie kristallene, silberne Fluten;
 Es flackert empor wie das Sternenslicht,
 Es glüht wie die Sonne allmächtig;
 Es schimmert und leuchtet wie Farbengluth,
 Wie Regenbogen so prächtig.

Und als der neue Morgen erwacht,
 Da sind die Strahlen verschwunden;
 Es liegt der Stein so farbenlos da,
 Wie mit nächtlichem Flore umwunden.
 Doch legt ihn der Graf in die Truhe hinein,
 Es soll der Stein ihn geleiten
 Hinauf und hinab den mächtigen Rhein
 In wilde und krieg'rische Zeiten.

So fliehet vorüber nun Tag an Tag,
 Und Wochen und Monde entschwinden.
 An dem Havelstrom, in düsterer Nacht,
 Da werdet den Fürsten ihr finden.
 Jetzt geht es entlang auf der Siegesbahn:
 Die Feinde sind alle bezwungen,
 Und auch zu dem schwer gedrückten Berlin
 Ist die Kunde vom Netter gedrungen.

„Komm, Fürst und Netter! Komm, ziehe ein!
 Wir Alle auf Hilfe ja hoffen;
 Komm, Vater! Die Kinder, sie warten dein;
 Die Herzen, sie stehen dir offen!“
 Hell von den Thürmen erklingt das Geläut',
 Und mächtig ist das Verlangen,
 Im Fürstenhause der Stadt Berlin
 Den wackeren Herrn zu empfangen.

Und als der Page den Fürsten geschmückt,
 Und den stattlichen Churbhut ihm reichet,
 Da sieht man den Knaben plöglich erschreckt,
 Und die glühende Wange erbleichet:
 „Ach, grädiger Churfürst, erbarmet euch!
 Ich bin zum Unglück geboren!
 Denn aus der Demanten köstlichem Schmuck
 Ging der größte schmäzlich verloren.“

„Nur stille!“ begann mit Ruhe der Fürst,
 „Daß nicht Weiber im Männerrock hören;
 Die sabeln uns sonst von Jammer und Noth
 Und könnten das Volk mir bethören.
 Herbei einen anderen Edelstein!
 Den fügen wir in die Lücke hinein.
 So laßt uns das Unglück verdecken,
 Statt den Aberglauben zu wecken.“ —

Und kaum hat der Stein, von Geisterhand
 Den Hohenzollern gespendet,
 Den Churbhut berührt, da sitzt er so fest,
 Daß Keiner ihn drehet noch wendet.
 Doch der Wunder größtes begiebt sich wohl,
 Als der Fürst nun dem Volke sich zeigt,
 Und rings umher so Ritter als Knecht,
 Und Bürger und Bauer sich neiget.

„Heil dir, du Herrscher von Brandenburg!
 Von dir aus strahlet die Sonne!
 Du führst uns kühn durch Gefahren hin
 Zu eitel Liebe und Sonne.
 Du bist dem Lande ein Talisman,
 So sei uns denn herzlich willkommen!“ —
 Herr Friedrich schauet den Edelstein an,
 So seltsam ihm überkommen.

Er birgt ihn darauf an sicherem Ort,
 Und weiß ihn wohl zu behüten;
 Es ist ja der Fürsten schirmender Hort,
 Durch den sie mächtig gebieten.

Er weiset bei'm Hohenzollern'schen Stamm,
Und erbet vom Vater zum Sohne,
Ein wunderspendender Talisman
In der Brandenburgischen Krone.

So jubelt denn auf mit Sang und Klang:
Der wackerè Schutzgeist soll leben!
Und alle Fürsten, die treu ihm gefolgt,
In langer Reihe daneben!
Denn wisset, der mächtige Gölstein,
Der Allen giebet die Weiße,
Der blühet wie Gold und wie Sonnenschein,
Ist des Volkes Liebe und Treue.

Denn wo der König den Bürger ehrt,
Da ehren die Bürger ihn wieder,
Und wo der Herrscher ein Vater ist,
Da sind die Völker wie Brüder. —
Glück auf! So ist's an der Havel, am Rhein,
An der Weichsel und Memel stimmen sie ein,
Wenn Wir Alle uns freudig erheben
Und rufen: „Der König soll leben!“

X Kaiser Franz als Leichenbegleiter.

Man erzählt von dem Kaiser Franz von Oestreich viele Anekdoten, die alle sein tiefes, liebevolles Gemüth beweisen. Folgende hat eine erhabene Einfalt und in ihr eine stille Größe, die das Herz anzieht, eben weil sie aus dem Herzen kommt. Im Sommer auf einem seiner Lustschlösser zu Schönbrunn wohnend, ging er am Abend mit seiner Gemahlin in das benachbarte stille Dorf. Hier begegnete ihm ein dürrstig gekleideter Mensch, auf einer Schubkarre einen Sarg vor sich her schiebend, neben welchem traurig ein Hund ging. Der Kaiser erfuhr auf Befragen von dem Tagelöhner, daß in dem Sarge die Leiche eines Armen sei. Der Kaiser fragte weiter: „ob der Verstorbene keine Frau, Kinder, Anverwandte und Freunde habe, die ihm zum Grabe folgten?“ „Ach!“ antwortete der gleichfalls arme Arbeitsmann: „um ihn hat sich Niemand bekümmert, er ist in seinem Elende umgekommen und von demselben

entbl
ihm
ließ

hohe
Sarg
und
blöß

Tage
schin
funk
über
seine
der
er d
Saa

wur

geleg
noch
die
sting
Arzt
ein

entbl
per
sich
dend

wert

endlich durch den Tod erlöst, nur sein treuer Hund hier hat bei ihm ausgehalten und er will sich nicht von seinem Herrn, der ihn lieb hatte, trennen.“

„Nun,“ sagte der Kaiser, „so will ich mitgehen.“ Und der hohe Herr folgte mit seiner Gemahlin und seinen Begleitern dem Sarge auf den Kirchhof; ernst und nachdenkend stand er am Grabe und verließ dasselbe erst nach der Bestattung, nachdem er mit entblößtem Haupte ein stilles Vater Unser gebetet hatte.

Der erste Aderlaß in Rußland.

Peters des Großen Vater, der Kaiser Alexis, ging an diesem Tage spazieren, er setzte sich wechselweise, widersprach, murkte, schimpfte auf die Hofleute, welche zitterten, als sie seine Augen funkeln und sein Gesicht purpurroth werden sahen. Auf einmal überzog ein dichter Nebel Alexis Augen, sein Kopf wurde schwer, seine Beine zitterten; halb ohnmächtig schien es ihm, als stürze der Kreml ein; sodann, als ihn die Kräfte völlig verließen, verlor er das Bewußtsein und er sank ohnmächtig auf den Fußboden des Saales nieder.

Dem Czar wurde die schnelligste Hülfe geleistet; der Hofarzt wurde gerufen.

Als der Doctor an den Sepha trat, auf welchen man Alexis gelegt hatte, erschrak er: fast kein Pulsschlag. . . . Dieses eben noch so rothe Gesicht war blau und die Lippen blaß geworden; die stärksten Reagentien wurden ohne Erfolg angewendet, das Blut flüchtig heftig nach dem Gehirn, das Leiden wurde unerträglich. Der Arzt erklärte jetzt, daß, um den Kaiser zu retten, auf's schnelligste ein Aderlaß unvermeidlich sei.

Es würden daher die den Dienst habenden Leute gerufen; er entblößte den Arm des Czar's und war eben im Begriff, den Schnepper auf die Epidermis zu drücken, als Alexis, plötzlich wieder zu sich kommend, und die gewöhnlichen Vorbereitungen gewahr werdend, heftig aufsprang und zornig zu dem Arzt sagte:

— Was willst Du machen!

— Sire, da das zu starke Wallen des Blutes nachtheilig werden könnte, so ist das sicherste Mittel dagegen ein Aderlaß.

— Was sagst Du? Ich verstehe Dich nicht.

— Dieses Instrument hier, fuhr der Arzt fort, macht einen so leichten Einschnitt, daß er weniger schmerzt, als ein Nadelstich. . . sodann fließet Blut heraus, wodurch die Masse im Fließen eine freie Circulation bekommt.

— Wie! Du willst mich mit Bedacht verwunden. . . und mein Blut vergießen?

— Es ist wahr, Sire, in den weiten Ihrem Scepter unterworfenen Ländern, ist der Aderlaß noch nicht bekannt. . . Aber in Polen, in Deutschland, in Frankreich, ist dieser Gebrauch ganz gewöhnlich und er hat oft die wunderbarsten Erfolge. Ich würde es nicht wagen, bei Ew. Majestät ein solches Mittel anzuwenden, wenn ich die Nothwendigkeit davon nicht erkannte, und den besten Erfolg erwartete.

— Ich will meinen Leib nicht verwunden, noch mein Blut vergießen lassen.

— Andern Sie Ihren Entschluß, Czar Alexis, fuhr der Arzt im ernsten Tone fort. Wenn ich Ihnen ein wenig Blut werde abgenommen haben, was Ihnen übrigens keinen Schmerz verursachen wird, so werden Sie wieder gesund werden und freier athmen; im entgegengesetzten Fall wird Ihre Krankheit zunehmen, die Symptome werden sich verschlimmern, und dann könnte das, was nur eine leichte Unpäßlichkeit gewesen sein würde. . . vielleicht gefährlich werden.

Durch diese Worte wurde der Czar so betroffen, daß er beinahe das Bewußtsein verloren hätte.

— Sieht es kein anderes Mittel?

— Mir ist kein besseres bekannt.

— Ist der Aderlaß durchaus nöthig?

— Durchaus.

— Schadet ein Aderlaß einem Gesunden nicht?

— Alles was geschieht, ohne daß es nöthig ist, tritt aus den von der Natur bestimmten Grenzen; ein Aderlaß indeß bei Jemand, der seiner nicht bedürfte, kann nicht schädlich oder gefährlich sein, er ist aber wenigstens unnütz.

— Mit einem Worte, kann ein Gesunder zur Ader gelassen, ohne daß er davon stirbt?

— Zuverlässig.

— Nun wohl! Zeige mir an Deinem Arm, wie es geschieht.

— Sehr gern, Sire; allein dann kann ich mein Geschäft nicht versehen. Nach einem Aderlaß bedarf der Arm Ruhe, die Hand verliert einen Augenblick ihre Fähigkeiten, so daß, wenn ich

mir selbst eine Ader öffne, ich Sie nicht mit der erforderlichen Sicherheit würde zur Ader lassen können. Sobald ich Sie aber werde verbunden haben, will ich Ihr Verlangen erfüllen.

Der Czar sah den Doctor scharf an, wiederholte seine Frage wegen der Dringlichkeit eines Aderlasses, und auf die Antwort, daß es das einzige Mittel sei, von einer gefährlichen Krankheit wieder aufzukommen, ließ Alexis zornig die Bojaren rufen. Ilija Miloslawski, sein gewesener Schwiegervater, Naraschkin, der Fürst Dolgorucki, Tolstoy, Labanoff, Scheremetoff, Godunoff, und viele andere hohe Personen erschienen zu gleicher Zeit. Sie mußten sich vor dem Czar in einer Reihe aufstellen und er befahl hierauf dem Arzte, einem nach dem Andern zur Ader zu lassen.

Dieser erschrak erst, vollzog aber sodann den Befehl beikens. Die Bojaren begriffen nichts davon, jedoch im blinden Gehorsam gegen den Willen ihres Herrn, gaben sie sich zu der Operation her, die sie nicht kannten, und sahen bestürzt ihr edles Blut fließen.

Als die Reihe an Streschneff, einem von Alter gebeugten, durch seine langen Dienste geschwächten Greis kam, der mit der regierenden Dynastie durch Alexis Mutter verwandt war, hielt der Arzt ein und sah den Czar an, gleichsam um zu sagen: Hier würde es gefährlich sein! Da sagte Streschneff im unterthänigsten Tone zu Alexis:

— Sire, Ew. Majestät wolle geruhen, meine Dreißigkeit zu entschuldigen, wenn ich Sie, gebeugt durch mein hohes Alter und meine langen Leiden, demüthig bitte, mir das wenige Blut, das Gott noch in meinen Adern gelassen hat, denselben nicht zu entziehen. Was für andere Jüngere von Nutzen sein kann, dürfte für mich nachtheilig sein.

Der Arzt machte ein bejahnendes Zeichen.

— Was unterstehst Du Dich zu murmeln, alter Hund, sagte Alexis, mit geballter Faust nach dem Greise hinstürzend. Wolltest Du Dein Blut behalten, da ich doch, Dein Herr, das meinige vergieße? Geherche und schweig.

Der aufgebrauchte Czar vergaß sich aber so sehr, daß er sogar diesen ehrwürdigen Greis schlug... Zur Sühne dieser Handlung hat die Geschichte das Andenken daran bewahrt. Streschneff bot seinen Arm dar.

Der Arzt stand an..... allein er ward gezwungen zu gehorchen.

Jetzt, Sire, ist die Reihe an Ihnen.

— Es ist gut, antwortete er finster. Spute Dich.

Er wendete seinen Kopf ab, um nichts zu sehen.

Merkwürdig, Alexis konnte sein Blut nicht fließen sehen, und Flüsse und Meere hätten das Blut seiner Untertanen färben können

Ein Bild des Friedens aus dem deutschen Walde.

Siebt es wohl eine lieblichere Sprache hienieden, als das Rauschen der frischen Laubblätter eines schönen deutschen Waldes? Wahrschlich, dem festesten, wanderlustigsten Gesellen wird das Herz weich, und er zögerte weiter zu schreiten, wenn an einem sonnigen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne über die Gabe des erneuerten Lebens mit einander reden, wenn Alles ringsumher säufelt und läpelt. Der Wanderer wirft sich dann in's Gras, daß die duftigen, grünen Wellen über seinem Haupte zusammenschlagen, die herzigen Blumen sich neigen, ihn auf die Wangen und Lippen zu küssen, — und schaut lauschend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von den Gespielen der Jugend. In traulichem Liebesgespräche neigt sich der stattliche Eichenbaum zur reizenden, zarten Birke, gar wichtige Dinge hat die schlanke Buche der ernsten Ulme zu vertrauen, und dazwischen plaudert unaufhörlich die ruheloße Epe. Ein Leben, eine Seltsamkeit, zieht durch den ganzen Wald, wunderbar erfrischend für das Menschenauge und ergreifend für das Menschenherz.

Zumitten aller dieser üppigen Lust steht ein stummer dunkler Baum, der nicht reden kann und nicht mit hellen Blättern spielt, — es ist der Tannenbaum, mit seinen spitzigen, kleinen Nadeln. Liebend breitet er seine Arme aus; kein Neid lebt in seinem Herzen; und doch schaut er so traurig daren: wie ein kummervoller Mensch zwischen lachenden, spielenden Kindern, steht er zwischen den laubgeschmückten Bäumen. Selten, daß ein Vogel auf der Reise durch den Wald kurze Rast hält auf seinen Zweigen, versteckt er sich doch weit lieber in die duftige Blätterlaube, die so unwiderstehlich lockt, Kühlung und Schatten zugleich verheißend. Die Bienen und die goldnen Käfer kehren auch nicht ein in das stille Wirthshaus „zum Tannenbaum“; einsam steht er im Frühling, einsam bleibt er in der strahlenden Sommerzeit, ja selbst im Herbst gleicht sein Kleid allein einem Trauergewande; er allein trägt Leid inmitten der buntgeschmückten Bäume, die doch trotz ihres Prangens der Tod

schon
in e
rauf
Der
Leich
seiner
lächel
hat
erster
wohn
tenkr
die G
Wint
unter
dort
zuvers

zwischen
die G
Höhe

Thate
verzeic
Alto
Diet
heilige
tapfer
wieder

Gallie
aus de
ihren
Städte
sach,
Nacht
Männ
als S

schon geküßt hat. — So kommt endlich der Winter heran, gehüllt in einen flimmernden Eismantel, begleitet von seinen Dienern, den rauhen Winden. Grausam reißen sie alle zarten Blätter herab. Der Schneefürst streut eilig dicke weiße Flocken über die kleinen Teichen, über die ganze Erde, und alles warme Leben erstarrt vor seinem Anblick. Nur der Tannenbaum schaut ihn furchtlos an und lächelt geheimnißvoll; denn der mächtige Zauberer im Eismantel hat keine Macht über ihn. Gott will nicht, daß alles Grün ersterbe, so lange und weil noch fühlende Menschen auf der Erde wohnen; darunter drückte er dem Norden seinen Tannen- und Fichtenkranz auf das schneeige Haupt, in welchen sich das Leben und die Hoffnung flüchten können vor dem eisigen Hauche des harten Winters. Dort nistet mitten im Schneesturm der Kreuzschnabel, unter seinem schirmenden Dache wirft das Reh sein zartes Kalb, dort harren genügsame Menschen einem späten Frühling froh und zuversichtlich entgegen.

So hat sich Friede und Freude, Schönheit und Lust getheilt zwischen Laub- und Nadelwald, wie sie beide in breiten Gürteln die Erde umschließen, namentlich aber unseres deutschen Vaterlandes Höhen und Thalgründe schmücken mit unvergänglichen Reizen.

Brennus.

Die Griechen und Römer haben sorgfältig die Namen und Thaten ihrer denkwürdigen Männer und Frauen in Geschichtsbüchern verzeichnet, theils zur Nachahmung, theils zur Warnung. Unsrer Altvordern bewahrten zwar auch das Gedächtniß ihrer Helden in Liedern, aber diese sind untergegangen. Um so mehr ist es eine heilige Pflicht ihrer Nachkommen, das Wenige, was sich von jenen tapfern Männern in der Geschichte erhalten hat, von Zeit zu Zeit wieder in's Gedächtniß zu rufen.

Ein deutsches Volk, die Scmonen, hatten sich früher schon in Gallien niedergelassen. Daß sie germanischer Abkunft gewesen, ist aus den Angaben einiger alten Schriftsteller, und mehr noch aus ihren Sitten und Einrichtungen abzunehmen. Sie haßten die Städte, weil sie mit Mauern umfungen waren, lebten höchst einfach, und schliefen im Grase oder auf Stroh. Wer ihre größte Achtung besaß, dem gehorchten sie willig. Bei den Zwisten der Männer, wenn sie nicht geschlichtet werden konnten, traten die Frauen als Schiedsrichterinnen auf, und ihr Ausspruch galt für heilig.

Ungefähr 353 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, oder 345 Jahre vor Christus, brach dieses Volk aus seinen bisherigen Sigen auf, und zog unter der Anführung des Brennus, nach Italien. Die Veranlassung wird auf folgende Art erzählt:

Einem angesehenen Hertrurier war in seinem Vaterlande großes Unrecht geschehen. Er ging daher zu den Semonen, machte diesen eine gar reizende Schilderung vom schönen italienischen Lande, und gab ihnen von dessen Wein und Früchten zu kosten. Da machten sie sich alsbald auf, um unter einem so glücklichen Himmel eine Heimath zu suchen, und nahmen auch Besitz vom Lande der Hertrurier. Die Römer nahmen sich aber der Hertrurier an; sie ordneten zuerst eine Gesandtschaft ab an die Semonen, und ließen fragen: Was ihnen die Hertrurier Leids gethan?

Brennus gab lächelnd zur Antwort: Diese Leute haben des Landes mehr, als sie besitzen und bauen können. Dessen ungeachtet wollen sie uns von ihrem Ueberflusse nichts abtreten, und darum thaten wir an ihnen, was ihr Römer, aus derselben Ursache, früher an den Albanern und andern Bewohnern Italiens gethan.

Es kam nun zum Krieg. Brennus führte seine Völker gen Rom, verschonte aber klüglich die Gegenden, durch welche er den Weg nahm. Die Römer waren kühn und übermüthig, dabei auch rucklos. Ihre Kriegsobersten fragten weder die Götter um Rath, noch brachten sie Opfer. Am Flusse Allia, nicht weit von der Stelle, wo er sich in die Tiber einmündet, kam es zwischen den Römern und Deutschen zur Schlacht. Die Letzteren blieben Sieger, und die Flüchtlinge brachten so großes Jagen nach Rom, daß Brennus sich leicht hätte zum Meister der Stadt machen können, wenn er rascher vorgeückt wäre. Aber des Landes Annehmlichkeiten mochten die Semonen festhalten, und dadurch gewannen die Römer Zeit, das Capitol in Verteidigungszustand zu setzen. Frauen und Kinder flohen und auch die vestalischen Jungfrauen, welche mit sich die Heiligkeit ihrer Göttin trugen. Ein frommer Römer, Lucius Albinus mit Namen, traf sie, als sie, mühsam und ängstlich, an einem Flusse hinabwanderten. Er befand sich selbst mit Weib und Kinder auf der Flucht, hieß aber die Seinigen segleich absteigen, und gab seinen Wagen den Jungfrauen, und brachte sie in eine griechische Stadt am Meer.

Endlich, am dritten Tage nach der Schlacht, langte Brennus mit seinem Heere vor der Stadt an, die er offen und menschenleer fand. Er schickte alsbald einen Theil seines Volkes gegen das Capitol ab, und zog mit dem andern in Rom ein. Als er auf

dem D
safen
auf it

Jeder
zulezt
am B
auf de
der S
Hauser
her, i
Rom
konnte

U
Ardra,
Undant
hatte e
konnte
zu verl
haufens
Streifen
Pontiu
heimlich
Vorhal
welche
knickten
und er
zu über
diesemig
sagte z
bis jeh
es auch
reiche
ihrem
Um M
und hi

D
sich in
schlafen
ohne ei
der Jun

Jug.

dem Markt kam, erblickte er eine Reihe ehrwürdiger Greise. Sie saßen unbeweglich, auf elfenbeinernen Stühlen, und lehnten sich auf ihre Stöcke.

Die Semonen geriethen in Furcht und Erstaunen, und ein Jeder fragte sich: ob es Götter oder Menschen seien. Da trat zuletzt einer der Beherztesten herzu, und zupfte den alten Papirius am Bart. Dieser schlug mit seinem Stab den fremden Krieger auf den Kopf, aber der Deutsche riß ergrimmt sein Schwert von der Seite und tödtete den Alten, und augenblicklich fiel auch ein Haufen von den Soldaten des Brennus über die andern Römer her, und es entstand ein allgemeines Morden. Hierauf wurde Rom von den Semonen geplündert und in Brand gesteckt, doch konnten sie das Capitol nicht erobern.

Unterdessen war der edle Camill, in seiner Verbannung zu Ardra, für die Befreiung seiner Vaterstadt thätig. Er vergaß des Undankes seiner Mitbürger und der Unbilden, welche er von ihnen hatte erdulden müssen, sammelte die Flüchtlinge, welche Waffen tragen konnten, und vermachte die Einwohner von Ardra, sich mit ihm zu verbinden. Bald stand er an der Spitze eines kühnen Heerhaufens, und überfiel die einzelnen Haufen der Semonen bei ihren Streifereien durch das Land. Auch sandte er einen Vertrauten, Pontius mit Namen, in das Capitol, dem es gelang, trotz der heimlichen Wachen, den Fels zu erklettern, und den Römern vom Vorhaben des Camillus Nachricht zu bringen. Allein die Spuren, welche Pontius beim Hinaufsteigen im zertretenen Gras und geknickten Gesträuch zurückgelassen, wurden vom Brennus gemerkt, und er faßte alsbald den Gedanken, auf diesem Wege die Beste zu überrumpeln. Gegen Abend versammelte er von seinen Leuten diejenigen, welche ihm als gute Bergkletterer bekannt waren, und sagte zu ihnen: die Feinde haben uns den Weg gezeigt, der uns bis jetzt verbergen blieb, wo aber einer hinauf konnte, da können es auch viele, das Wagniß ist nicht groß, und ich verspreche Euch reiche Belohnung, wenn es gelingt. Die Semonen versprachen ihrem Heerführer fröhlichen Muthes, seinen Willen auszuführen. Um Mitternacht stiegen sie in großer Anzahl den Berg hinauf, und hingen sich an fähen und gefährlichen Stellen an einander.

Die ersten hatten bereits das Schloß erreicht, und stellten sich in Ordnung, um nun auch die Mauern zu erklimmen und die schlafenden Wachen zu überfallen. Jetzt war das Capitol verloren ohne einen denkwürdigen Zufall. Die Gänse, welche im Tempel der Juno unterhalten wurden, witterten die Annäherung der Feinde,

Sie erhoben ein gewaltiges Geschnatter und Geräusch, die Römer erwachten darüber, und griffen zu den Waffen; die wenigen Semonen, welche die Mauer schon erstiegen hatten, wurden hinabgeworfen, und die übrigen mußten sich zurückziehen und das Vorhaben aufgeben.

Dessen ungeachtet wuchs jetzt die Noth im Capitol mit jedem Tage, und der Hunger nöthigte zuletzt die Römer, mit dem Brennus Unterhandlungen anzuknüpfen. Man verglich sich dahin, daß die Römer tausend Pfund Goldes an die Semonen zahlen, und diese nach Empfang desselben das Land alsbald verlassen sollten. Der Vertrag wurde von beiden Seiten beschworen. Die Römer brachten das Gold, und es wurde gewogen. Da nahm Brennus lachend sein Schwert, und warf es samt dem Behrgehänge in die Schale, wo das Gewicht lag, worüber die Römer murrten, aber es sich doch gefallen ließen, vielleicht eingedenk dessen, was sie einst Ähnliches gegen andere überwundene Völker verübt.

In diesem Augenblick erschien aber Camillus mit seinem Heere vor dem Thore. Als er hörte, was in der Stadt vorging, eilte er in Begleitung einiger seiner Tapfern auf den Markt, nahm alsbald das Geld aus der Wage, gab es den Gerichtsdienern und sagte zu den Semonen: „Die Römer pflegten von Alters her ihr Vaterland mit Eisen zu retten, nicht mit Gold.“ Hierüber entrüstet ließ Brennus zu den Waffen greifen, was auch die Römer thaten. Brennus zog sich nach einem kleinen Gefecht in sein Lager zurück, und verließ auch Nachts darauf mit seinem ganzen Heere die Stadt. Auf dem gabischen Wege, 60 Stadien von Rom, kam es am folgenden Tage zur Schlacht; die Semonen wurden besiegt, und ihr Heerführer selbst fand ohne Zweifel im blutigen Handgemenge den Tod, denn man hat nachher nie wieder etwas von ihm vernommen.

Das Osterfest.

Die erfreuliche Bedeutung dieses christlichen Hauptfestes ist wohl schwerlich einem Christen unbekannt. Dagegen dürfte mancher einen Aufschluß darüber wünschen, warum man dieses Fest eben Ostern benannt habe, und was dieses Wort bedeute.

Auch über den Ursprung dieser Festbenennung sind die Meinungen sehr verschieden. Man hat es nämlich abgeleitet vom

lateinische
für uns
Eingang
jahres
Morgens
ausersta
welches
haben
Ostern
stand),
Ostern
die Drei
Benennu
feierten
Faster
Abschaffu
Benennu
Auserstel
Göttin
Osteroede
Un
indem e
Es entf
welches
beganger
nur mit
Monats
Mahl
Leiden,
geweiht.
jüdische
bis sie d
welche se
erinnern.

Ma
den Jude
auch uns
feiern, a
der 1. d
tag, wäl
den Jude

lateinischen Worte ostia oder hostia d. h. Opfer, in sofern Christus für unsere Sünden geopfert worden, bald von ostium, d. i. Thüre, Eingang, weil dieses Fest sonst den Anfang, Eingang des Kirchenjahres bildete, bald von dem Deutschen Ost, Osten, d. h. Morgen, Morgengegend, weil Christus am Morgen, vor Aufgang der Sonne auferstanden sei. Allein in allen diesen Ableitungen fehlt ja das r, welches in Ostern enthalten ist. Mehr Wahrscheinlichkeit dagegen haben zwei andere Ableitungen. Einige nämlich meinen, es sei Ostern entstanden aus dem altdeutschen Worte Urst, Urstet (Urstand), d. h. Auferstehung, indem Urstern in Urstern und später in Ostern verwandelt sei. Andere aber (und dieser Ableitung stimmen die Meisten bei) sind der Meinung, dieses Fest verdanke seine Benennung dem Namen einer Göttin der alten Deutschen. Diese feierten nämlich um die Zeit der Frühlingsnachtgleichen der Göttin Fasta (auch Fostra und Ostera genannt), ein großes Fest. Nach Abschaffung dieser heidnischen Festfeier nun sollen die Christen die Benennung doch beibehalten und auf das in eben dieser Zeit fallende Auferstehungsfest Jesu übertragen haben. (Der Verehrung jener Göttin sollen übrigens die Osterwälder, Osterberge, Osterburg, Osterode, Osterhausen, Osterfeld &c. ihre Benennung verdanken.)

Unter allen christlichen Festen ist das Osterfest das älteste, indem es erweislichermassen bereits von den Aposteln gefeiert wurde. Es entstand nämlich aus dem jüdischen Pascha oder Passafeste, welches zum Andenken an den Auszug der Israeliten aus Egypten begangen wurde. Die ersten Christen feierten es anfänglich nicht nur mit den Juden in der Nacht vom 14. auf den 15. des jüdischen Monats Nisan, sondern zugleich als das Andenken an das letzte Mahl Christi. Der folgende Tag war dem Andenken an Christi Leiden, und der dritte Tag dem Andenken an Christi Auferstehung geweiht. Auch behielten sie eine lange Zeit noch alle dabei übliche jüdische Gebräuche bei (wie z. B. das Essen des Osterlammes &c., bis sie dieselben später abschafften und andere an ihre Stelle setzten, welche schicklicher an die Denkwürdigkeiten der christlichen Religion erinnern.)

Nachdem sich auf diese Weise die Christen immer scharfer von den Juden abge sondert hatten, fanden es die abendländischen Christen auch ungeschicklich, ihr Osterfest an einem und demselben Tage zu feiern, an welchem die Juden ihr Passafest begingen. (Dies war der 1. des Monats Nisan.) Sie verlegten es daher auf den Sonntag, während die morgenländischen Christen es noch wie zuvor mit den Juden feierten. So feierten die beiden christlichen Hauptkirchen

das Fest zu verschiedenen Zeiten, ohne daß sie einander darüber angefeindet hätten. Allein auf einmal erging von Rom aus der Befehl, daß alle Christen an einem Tage Ostern feiern sollten, und zwar an einem Sonntage, und nie zugleich mit den Juden. Die Bischöfe der morgenländischen und abendländischen Christen widersetzten sich dieser Unordnung, und so entspann sich seit der Mitte des 2. Jahrhunderts ein langwieriger, mit großer Erbitterung geführter und mehrmals erneuerter Streit, der sogenannte Osterstreit. Dieser ward endlich durch die allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahre 325 geendigt. Hier wurden nämlich in Betreff der Zeit jener Festfeier folgende vier Bestimmungen festgesetzt:

- 1) Das Osterfest wird in der ganzen Christenheit immer an einem Sonntage gefeiert, und zwar:
- 2) stets an dem Sonntage, der zunächst auf den Frühlingsvollmond folgt.
- 3) fällt aber dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag, so ist das Fest am nächstfolgenden Sonntage zu begehen;
- 4) nie aber darf es mit den Juden zugleich gefeiert werden.

Der Frühlingsvollmond bestimmt also jedesmal, wenn Ostern gefeiert werden soll. Unter dem Frühlingsvollmonde aber ist derjenige zu verstehen, welcher entweder am 21. März, welchen Tag man feststehend als Frühlingsanfang annahm, oder zunächst nach demselben eintritt. Durch diese Bestimmung nun, welche noch jetzt in allen christlichen Ländern festgehalten, wird Ostern ein bewegliches Fest, das frühestens den 22. März und spätestens den 25. April fällt.

Vom Bernstein und den Handelswegen der alten Deutschen.

Bei den Alten wurde der Bernstein sehr hoch gehalten, und dem Golde gleich geschätzt. Die Steinschneider behandelten ihn sehr häufig, und zierten ihn oft mit den schönsten kleinen Figuren, theils in erhabener, theils in vertiefter Arbeit. Auch wurden allerlei kostbare Gefäße daraus gefertigt; die Frauen trugen Halsbänder aus Bernstein und die Kinder der Reichen und Vornehmen wurden damit geschmückt.

Den größten Werth legte man darauf, wenn sich eine Fliege, Mücke, Ameise, oder sonst ein Landinsekt darin fand. Der Bernstein ist nämlich ein gelbliches Erdharz, und so lange er noch weich ist, bleiben oft Insekten daran kleben, die dann, bei der Verhärtung

tung i
Grab f
eine C
lichen
auf der
Falls,
ließen
Messern

folgende
hinabsch
ungung
am Ufe
wandelt
Verwar
dringen

in die
Dort e
und H
U
Völker
sannen
führe d
ten der
melhoh

Der M
bei Vi
diese M
und na

Marzell
waren,
den Be
Strom
D

nern, b

*) Car
gefa

tung in den Stein eingeschlossen werden, und so ein kostbares Grab finden. Nach der Erzählung eines alten Schriftstellers hätte eine Camee oder eine Gemme*) aus Bernstein mit einer menschlichen Figur, oft dreimal mehr gegolten, als ein wirklicher Mensch auf dem Sklavenmarkt. Die Römer, welche zur Zeit ihres nahen Falls, in wahnsinniger Verschwendung, alle Völker übertrafen, ließen ganze Jagdzeuge mit Bernstein verziern, Griffe zu Dolchen, Messern, und allerlei Geräthschaften daraus verfertigen.

Von der Entstehung des Bernsteins erzählt die alte Fabel folgendes Märlein. Als Jupiter den Phaeton in den Eridanus hinabschleuderte, weil er mit den Sonnenpferden so ungeschickt umging, da standen die Schwestern des Jünglings, die Heliaden, am Ufer und wehklagten. Sie wurden in schwarze Pappeln verwandelt, und jährlich, am Todestage ihres Bruders, weinen die Verwandten noch bittere Thränen, die aus der Rinde hervorströmen, in den Strom fließen, und dort zu Bernstein werden.

Dieser Stein wurde zuerst an der Einmündung des Rheins in die Nordsee gefunden, und erst später an den Küsten der Ostsee. Dort entdeckten ihn zuerst die Phöniciier, die schlauesten Seefahrer und Handelsleute jener Zeit.

Um aber den Gewinn für sich allein zu haben, und andere Völker von der Fahrt an die germanische Küste abzuschrecken, erzählten sie eine furchtbare Erzählung. Der Weg dahin, sagten sie, führe durch ein Meer voll Schrecken und Gefahren, nahe den Pfosten der Unterwelt vorbei, und zuletzt gelange man zu einem himmelshohen Fels, von welchem der Quell des Oceans herabstürze.

Aus diesem Märlein leuchtet doch einige Wahrheit hervor. Der Rhein bildete damals noch einen ungeheuren See, und war bei Bingen durch eine gewaltige Felsenwand geschlossen. Ueber diese Wand herab stürzte er nun, als ein furchtbarer Katarakt, und nahm seinen Weg in das deutsche Meer oder die Nordsee.

Die Massilioten, griechische Colonisten, die sich im heutigen Marseille niedergelassen hatten, und gleichfalls sehr unternehmend waren, fanden später das Geheimniß der Phönizier, und holten den Bernstein am Rhein. Sie legten einen Handelsweg an, am Strom aufwärts, bis zum Ro und zur Rhone.

Der Bernstein an der preussischen Küste wurde von Normännern, besonders Jüten, abgeholt, und an die Massilioten vertauscht.

*) Cameen nennt man die hochgeschliffenen Steine, Gemmen die tiefgeschliffenen.

Drei Handelswege gab es von dort, für dieses damals so wichtige Produkt. Einen auf dem Ocean, durch massilische Schiffe; Einen zu Lande, bis zum adriatischen Meerbusen, und Einen auf dem Dniepr zum schwarzen Meere hin.

Der Kaiser Nero konnte des Bernsteins nicht genug haben. Er sandte darum einen römischen Ritter an die preussische Bernsteinküste, der ihm von da eine ungeheure Menge zurückbrachte. Von dem König der Ostthen allein hatte der Römer 13,000 Pfund zum Geschenk erhalten.

Den Weg, den Dniepr hinauf, in die Ostsee nahmen auch manchmal asiatische Kaufleute. Einst wurden mehrere derselben durch Sturm an die deutsche Küste verschlagen, und nach dem abscheulichen Standrecht, welches noch bis in unsere Zeiten ausgeübt worden, von einem Könige oder Häuptling daselbst zu Sklaven gemacht, der sie nachher dem römischen Proconsul in Gallien zum Geschenk sandte.

Die ersten Schiffe waren so eingerichtet, daß sie zu Lande fortgetragen oder auf Walzen fortgeschafft werden konnten. Jene asiatischen Kaufleute kamen vom schwarzen Meer den Dniepr herauf, gingen mit ihren Schiffen an die Düna, und steuerten von da in's baltische Meer.

Ueberhaupt waren Schifffahrt und Handel in den frühern Zeiten unserer Väter mehr ausgebreitet, als man gewöhnlich glaubt. In den alten Rheinstädten, Strasburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln &c., befanden sich viele römische Handelsleute, die mit den benachbarten Deutschen verkehrten. Im mittlern Germanien verkauften die Einwohner blos an die Römer, duldeten aber keine römische Waaren. Marbod, der Markomannen König, nahm auf seiner Burg die römischen Handelsleute auf, und man findet auch in den Rhein- und Donaugegenden eine Menge Grabsteine mit den Namen römischer Kaufleute. Auch gereicht es unsern Vätern zur Ehre, daß mitten unter kriegerischen Bewegungen der fremde Kaufmann meist sicher und ungestört seine Straße ziehen konnte.

Meeressturm und Strandung an der Westküste von Jütland.

1. Der Fischer Auszug.

Das Meer hat die schmale, von der dänischen Halbinsel in die Nordsee hinauslaufende Landzunge fast ganz mit Flugand be-

deckt, 1
gleich
unfrucht
demsel
es sein
wüthen
Wüste
für de
sie ver
läßt,
winne
in me
Küste
hinter
Bild t
fernt,
berge,
gleich
Ebene
Ertrag
eine n
große
nahe,
Kohler
der W
Ein
Steme
die sch
(
Kamen
der Z
ihrer
trocken
ordnet
mit d
dem 2
zogen
des F
Stellu
der 2

deckt, und der Sturm, sein Bundesgenosse, denselben weitergeführt, gleich als wollten die furchtbaren Elemente spöttisch mit dieser unfruchtbaren Gabe das Land über den Verlust trösten, den sie demselben zufügen, indem sie seine Grundvesten untergraben und es seiner fruchtbaren Striche berauben. Indessen vermochten diese wüthenden Feinde doch noch nicht, die standhaften Bewohner jener Wüste zu verdrängen; dem Meere selbst kämpften sie einen Einsatz für den erlittenen Verlust ab, und den verderblichen Sand dämpfen sie vermittelst des Sandhafers, einer Grasart, die sich nie ersticken läßt, sondern immer oben bleibt. Durch diese Bepflanzung gewinnen die vom Sturmwind längs der ganzen Westküste Jütlands in mannigfaltigem Wechsel gebildeten Hügel und Thäler an der Küste ein waldiges Ansehen, und täuschen oft, wenn die Sonne hinter ihnen steht, den Wanderer, indem sie ihm ein trügerisches Bild von Wirklichkeit vorgaukeln; aber weiter von der Küste entfernt, im Binnenlande finden wir nackte, weit ausgedehnte Sandberge, die aus der Ferne gesehen, schneebedeckten Felsenkuppen gleichen, sich Jahr für Jahr weiter schieben und sich der urbaren Ebene bemächtigen, welcher die saure Mühe noch einen sparsamen Ertrag abndthigten.

In einem dieser öden Striche bestieg ich in meiner Jugend eine mit Rispengras bewachsene Düne, um zum ersten Male das große Weltmeer zu beschauen. Die Sonne war ihrem Untergang nahe, die See schien fließendes Feuer, die Sandberge glühende Kohlen; die Winde schlummerten, und nur das gedämpfte Brausen der Wellen erinnerte an ihren letzten Kampf mit den Stürmen. Ein trauriges Denkmal der vereinten Kraft dieser furchtbaren Elemente, ein Brack, stand auf dem nächsten Sandriff und streckte die schwarzen Planken in die Rüste.

Einige Strandbewohner mit ihren Rudern und Fischergeräthen kamen in meine Nähe. Noch ehe ich sie sah, hörte ich, während der Zug sich schweigend durch das enge Thal wand, das Knarren ihrer Fußtritte im Sande. Nachdem sie ihre Geräthe in dem auf trockenem Boden in einer Oeffnung der Dünen liegenden Boot geordnet hatten, vertheilten sie sich an beiden Seiten, stemmten sich mit dem Rücken gegen dasselbe und schoben es in die See nach dem Takt eines eintönigen Liedes. Pflöglisch drehten sie sich um, zogen die Hüte ab und knietten nieder, die Stirn gegen den Bord des Fahrzeugs gelehnt. Einige Augenblicke verweilten sie in dieser Stellung, aber keinen Laut hörte man von ihren Lippen. In der Stille beteten sie zu dem Herrn und Beherrscher der Winde

und des Meeres. — Still erhoben sie sich, schoben das Boot vollends ins Wasser, sprangen hinein und griffen zu den Rudern, deren taktmäßige Schläge das kleine Fahrzeug über die Meeresfläche dahin bewegten. Einer blieb zurück, ein befahrter Fischer, dessen rothbraune Locken das Alter noch nicht gebleicht hatte, obgleich sein breiter Rücken sich unter der Last der Jahre krümmte.

Nachdem er lange mit den Händen in den Seitentaschen den Abseglenden unbeweglich nachgeblickt hatte, kehrte er sich um, ging langsam auf mich zu und grüßte mich mit einem freundlichen „Gottes Frieden!“ Ich begleitete ihn nach seiner Wohnung, einem hübschen, wohlverschönten Hause neben einem großen Sandberge, in einiger Entfernung von der Küste. In der Nähe desselben blieb er stehen, betrachtete aufmerksam den Himmel ringsum und sagte, indem wir den letzten Hügel hinabschritten, mit bedenklicher Miene: „Es ist Durl im Wetter.“ — „Was heißt das?“ fragte ich. „Nichts weiter,“ antwortete der Greis, „als daß wir bald eine Veränderung bekommen.“ Er lud mich darauf ein, das Abendessen mit ihm zu theilen und die Nacht bei ihm zuzubringen. Dankbar nahm ich es an und wurde von ihm und seiner ältlichen Frau mit einer Gastfreundschaft empfangen, die man unter den Zelten der Beduinen nicht herzlicher finden kann.

Noch vor Tagesanbruch wurde ich durch einen verwirrten Lärm in dem neben meiner Schlafkammer gelegenen Wohnzimmer geweckt. Männer und Weiber sprachen durcheinander, Holzschuhe klapperten, und die Thüren des Hauses wurden aufgerissen und zugeschlagen. Ich erhob mich und lauschte und vernahm draußen ein dumpfes Rauschen, ein tiefes, einformiges Dröhnen. In der Wohnung fand ich die ganze Familie schon auf den Beinen und in geschäftiger Bewegung. Der Mann spließte ein Tau zusammen, die Hausmutter schürte das Feuer und setzte einen Topf auf den Herd, und zwei junge Weiber, die Tochter und die Schwiegertochter, standen schon völlig angekleidet, im Begriff, ein Tuch um den Kopf zu wickeln, als gälte es einer langen Reise. Der Alte antwortete auf meine Frage, was für ein Getöse ich gehört habe, kurz und schnell: „die See!“, „Wohin wollt ihr jetzt?“ fragte ich weiter. „Hinans, um nach den Leuten zu sehen,“ antwortete er, „wir bekommen hartes Wetter.“ Ich beschloß sogleich, die Strandbewohner zu ihrem fürchterlichen Nachbarn zu begleiten. In wenigen Minuten waren wir marschfertig und verließen das Haus.

pag. 149

3 Boot
Kudern,
Meeres=
Fischer,
te, ob=
mante.

hen den
a, ging
ndlichen
einem
ndberge,
essellen
m und
enklicher
fragte
vir bald
i, das
bringen.
ältsichen
ater den

en Värm
geweckt.
pperten,
chlagen.
dumpfes
ohnung
geschäf=
n, die
n Heerd,
r, stan=
en Kopf
twortete
urz und
weiter.
wir bes
dbewoh=
wenigen

1009. 149.



Meeressturm und Strandung an der Küste von Jütland.

Di
düster h
lauter u
Schweig
äußerste
in keiner
Grundse
selben h
Wetterp
fühlen v
der grau
das Mo
weiße T
und grü
des Wit
lich bra
laut in
war no
erschien
und hal
auszusel
D
der Wo
tete fi
Gedank
Hand b
noch ni
leitete e
der oft
Vorsche
wurden
Tiefen
Sandri
Schaun
so weit
Seefahr
die ung
und ob
und da

2. Die Heimkehr der Fischer.

Die Sonne ging eben auf; ihre dunkelrothe Scheibe glühte düster hinter streifigen Wolken; kein Wind war zu spüren, aber lauter und lauter ertönte das ununterbrochene Getöse des Meeres. Schweigend gingen wir nach dem Strande hinab. Ich bestieg die äußerste Düne und fand zu meiner großen Verwunderung das Meer in keiner merklichen Bewegung; nur dicht am Ufer ging eine tiefere Grundsee, welche sich am Strande brach und donnernd längs demselben hinrollte; die Luft war noch in Ruhe, aber mein alter Wetterprophet versicherte, daß ich binnen kurzer Zeit den Westwind fühlen würde. Er hatte Recht: eingehüllt in düstere Nebel, stellte der grause Beherrscher der Nordsee sich bald ein. Nun begann auch das Meer weiter hinaus sich zu regen, und bald zeigten sich kleine, weiße Flecken, die immer zahlreicher und zahlreicher, immer größer und größer wurden und sich, wie es schien, mit der Schnelligkeit des Windes näherten. Aber der Wind eilte ihnen voraus; plötzlich brach er herein mit Unheil wahrsagenden Seufzern und pfiß laut in den struppigen Büscheln der Strandbinse. Kein Boot war noch zu sehen. Den ganzen Strand entlang auf den Dünen erschienen der eine Küstenbewohner nach dem andern, meistens Weiber und halberwachsene Knaben, um gleich uns nach zögernden Fischern auszugehen.

Die Heftigkeit des Windes nahm zu und mit ihm das Rollen der Wogen; der ganze Strand stand bald im Schaum. Ich zitterte für die armen Fischer auf der hohen See und gab sie in Gedanken schon auf, als der Greis das spärende Auge mit der Hand bedeckend, ausrief: „da haben wir sie!“ — Ich sah indessen noch nichts, und meine Angst wuchs. Der Fingerzeig der Uebrigen leitete endlich meine Augen auf einen dunkeln Punkt in der Ferne, der oft verschwand, aber immer größer, immer näher wieder zum Vorschein kam. Das Meer erhob sich stärker, die weißen Flecke wurden zahlreicher und breiter, und die drei, nur durch schmale Tiefen getrennten, neben einander längs dem Strande hinlaufenden Sandriffe wurden schon durch eben so viele zusammenhängende Schaumstreifen bezeichnet, welche sich nach N. und S. hinstreckten, so weit das Auge reichte. Diese Riffe sind das Verderben der Seefahrer, aber eine dreifache Wehr der Küste; denn sie brechen die ungeheuern Wellen, welche oft höher sind als die Dünen selbst, und ohne einen Widerstand bald die schwachen Wälle niederreißen und das flache Westland überschwemmen würden.

Das Boot eilte. Schon sah man die Köpfe der Fischer, wenn es sich auf dem Rücken einer Welle erhob; wenn es dann aber von derselben hinabstieß, wie von einem Hügel und im Wellenthale verschwand, dann dachte ich mit Schrecken: „werden sie wohl wieder heraufkommen?“ Ein Angststuf entfuhr mir: aber der alte Mann, der mit verschränkten Armen neben mir stand, sagte mürrisch: „Was giebt's? Noch haben sie keine Noth.“

Jetzt hatten sie das äußerste Riff erreicht. Hier hielten sie an, ruderten sogar mit allen Kräften rückwärts und theilten glücklich mehrere gewaltige Begegnungen. Als diese sich in der Brandung zerschlugen hatten, wurde das Wasser auf einer kleinen Strecke eben. Sie nutzten diesen Augenblick und ruderten mit Windeseile landwärts. Auf dieselbe Weise überwandten sie das mittlere Riff; aber jetzt war die eigentliche Lebensgefahr erst vorhanden. Die Zuschauer sprangen dicht ans Ufer hinab und fielen wie auf ein Gemmandowort, die gefalteten Hände gen Himmel streckend, alle auf die Knie. Darauf sprangen sie eben so schnell auf und saßten sich bei den Händen. Ich sah nicht gleich ein, wozu diese Kette dienen sollte, aber ich erfuhr es bald. Das Boot war jetzt bei dem letzten Riff, kein Steinwurf vom Lande; verfolgt von einer Sturzfsee, die ihren weißen Kamm über dasselbe hinbeugte, schoß es in die Brandung hinein, wurde eingeholt, gab die Seite, kälterte, und die Weiber und Kinder stießen ein lautes, herzzersehneidendes Geschrei aus. Mit der Welle wurden die Schiffbrüchigen ans Land gespült, einige erreichten dasselbe ganz und gewannen gleich festen Fuß, aber andere kamen nicht so nahe. Da trennte sich die Kette an mehreren Stellen; der Nächste ergriff mit der einen Hand den in der Brandung kämpfenden und die Uebrigen zogen aus aller Macht, um dem Meer seine Beute zu entreißen; denn dieselbe Welle, welche sie hinaufgeworfen hatte, würde sie in Rücklauf wieder hinausgeschwemmt haben, und dann ist keine Rettung mehr. Ein schrecklicher Augenblick! Er flog so schnell an mir vorüber, daß ich kaum sah, wie Alles zuging; aber die Verunglückten wurden sämmtlich gerettet. Eben so schnell wurde das Boot, dieser treue Freund in so mancher Noth, geborgen, und erst als dasselbe mit dem ganzen, reichen Fang der verstoffenen Nacht auf Land gezogen und in vollkommene Sicherheit gebracht war, erst dann grüßten die Männer sich gegenseitig mit treuherzigen Handschlägen, und die Frauen umschlangen den Einen und den Andern der trisenden Seeleute mit liebenden Armen. Nun kamen eilends die zu Hause gebliebenen Mütter, Hausfrauen und Töchter

mit Kr
ergriff
bevor
Beute;
Birch

Er
schnell
Mann
dung!
antwort
wichtige
und zw
Fischzug
Er
in seine
in's Ge
Köpfe d
hinan,
Wasser
und S
betäubte
streckte
nomenfe
noch re
wenn
vom U
U
kam da
beim er
der and
kam; d
heben
schwerer
Küste r
war au
segelte
und vo
K
hoffte d

der Fischer,
 nun es dann
 im Wellen-
 ber sie wohl
 ber der alte
 sagte mir:

mit Krügen voll warmen Getränks herbei; jeder der Heingekehrten ergriff einen derselben mit beiden Händen und ließ ihn nicht los, bevor er den Boden gen Himmelehrte. Darauf theilte man die Beute; jeder verfügte sich nach Hause, und ich begleitete meinen Wirth und seine Familie.

3. Die Strandung.

hieften sie
 eilten glück-
 Brandung
 nen Strecke
 Windeseife
 ttere Riff;
 nden. Die
 wie auf ein
 end, alle
 f und faß-
 wozu diese
 ot war jetzt
 erfolgt von
 hinbengte,
 die Seite,
 s, herzzer-
 Schiffbrüchi-
 und gewan-
 nahe. Da
 ergriff mit
 die Uebrigen;
 entreißen;
 würde sie in
 keine Net-
 schnell an
 r die Ver-
 wurde das
 gen, und
 und verfloßnen
 eit gebracht
 treuherzigen
 t und den
 nun kamen
 und Töchter

Ein wohlgeschmeckendes Mahl von den Gaben des Meeres wurde schnell bereitet; bevor dieses aber noch genossen war, steckte ein Mann den Kopf in die halbgeöffnete Thür und rief: „Eine Strandung!“ Alle sprangen auf und fragten zugleich: „Wo?“ — „Hier,“ antwortete der Mann schnell und zog den Kopf zurück, um seine wichtige Botschaft weiter zu bringen. Mein Wirth, sein Sohn und zwei andere junge Männer, die auch mit auf dem nächtlichen Fischzug gewesen waren, stürzten hinaus, ich ihnen nach.

Der Wind war zum Sturm gestiegen und das Meer brüllte in seinem gräßlichsten Zorn; der Sand der Dünen peitschte uns in's Gesicht und der Schaum flog, Schneeflocken gleich, über unsere Köpfe dahin. Mit weit aufgerissenen Augen kletterte ich die Düne hinan, welche unter meinen Füßen zu beben schien; die dunkeln Wasser des Meeres schäumten und kochten, ein Regen von Staub und Schaum verfüllte die Aussicht und das Donnern der Wogen betäubte mein Ohr. „Wo?“ rief ich meinem Nachbar zu. Er streckte seinen Arm aus, und nun entdeckte ich, kaum einen Kanonenschuß entfernt, das unglückliche Schiff. „Kann sich's nicht noch retten?“ fragte ich. „Nein,“ lautete die Antwort, „und wenn es das einzige Segel auf dem Meere wäre. Es kann sich vom Lande nicht länger frei halten; es muß stranden.“

Unsichern Laufs, hin- und hergeschleudert von den Wellen kam das Schiff näher und näher. „Nun,“ riefen alle, „ist es beim ersten Riff.“ — „Es flöht,“ rief einer. „Nein,“ entgegnete der andere, „da kommt eine See, die wird ihm helfen.“ Sie kam; das Schiff wurde von der mächtigen Welle in die Höhe gehoben und sank wieder. „Es ist hinüber!“ riefen sie und ein schwerer Stein fiel von meinem Herzen, aber ich kannte die jütische Küste nicht. Wenige Minuten nachher hieß es: Da steht's!“ Es war auf dem mittlern Riff gestrandet. Mir kam es vor, als segelte es noch fort, aber ich wurde von dem Schlingern des Schiffs und von seinem Hauen auf dem Grunde getäuscht.

Kaum ein Büchenschuß vom Lande saß es fest, und ich hoffte daher, daß die Besatzung gerettet werden würde. Sie ließ

auch ein Boot hinab und zwei Matrosen sprangen hinein; aber da kam ein Sturzsee und riß sie mit sich fort. In tausend kleinen Stücken wurde das Boot ans Land geworfen, die Leute aber sah ich nie wieder. Als sie verschwanden, ertönte das Wehgeschrei der Mannschaft lauter als das Geheul des Sturmes und der Donner der Brandung.

Nun wälzte sich von Außen eine Reihe von Wellen heran, größer und mächtiger als alle vorhergehenden. Neun, sagten die Küstenbewohner, folgen auf einander, und die letzte ist die größte von allen. Als die erste das Schiff traf, machte es eine Bewegung nach der Seite, und die geängstigte Mannschaft stieß ein Geschrei aus, noch stärker und durchdringender als das erste. Die nächste Welle drehte das Schiff etwas mehr und überspülte das halbe Vorderdeck. Die Matrosen kletterten die Wanten (Strickleitern) hinan und hurten (banden sich fest). Jede folgende See drehte das Fahrzeug immer mehr und mehr, bis es zuletzt dem Lande die Seite ganz zulehrte. Das Tauwerk wurde losgerissen und flatterte im Winde hin und her und die Masten schlingerten. Nach diesen furchtbaren Wellen war das Meer einen Augenblick ruhiger und schien seine Kräfte zu einem neuen, noch gewaltsamern Angriff sammeln zu wollen. Die verzweifelte Besatzung streckte die Hände bald gegen den wolkenbedeckten Himmel, bald gegen das Land aus, dem sie so nahe waren, und das sie lebend doch nie betreten sollten. Ihr Geschrei zerriß meine junge Brust wie ein zweischneidiges Schwert; aber es war ganz unmöglich, den Gestrandeten zu Hülfe zu kommen. Vergebens riefen die Strandbewohner ihnen zu, daß sie Tauwerk an Tonnen befestigen und über Bord werfen sollten, um auf diese Weise eine Verbindung mit dem Lande zu bewerkstelligen; sie hörten oder verstanden es nicht.

Jetzt bot sich uns ein neues, rührendes Schauspiel dar. Ein Mann stürzte aus dem Noof (Verschlag auf dem Verdeck kleiner Fahrzeuge), ein Frauenzimmer folgte ihm; er warf seine Augen auf das Meer, auf das Land, und dann umarmten sie sich. Vielleicht war es der Kapitain und seine Frau. Plötzlich rissen sie sich los, eilten wieder in das Noof und kamen gleich mit einem großen Paß zurück, den sie an einem Tau ins Wasser hinunter ließen. Jetzt knieten Beide und streckten bittend ihre Arme gegen uns. Der Paß hielt sich gut oben und erreichte, obgleich von der Brandung hinauf- und hinabgeschleudert, bald und glücklich die Küste. Ein Mann ergriff denselben, trug ihn höher hinauf und löste das Tau ab. Jetzt sprangen beide auf und stießen ein Ge-

schrei an
zimmer
neue L
hin un
gen, üf
Um St
Frauenz
schmette
den and
legte al
der neb
Kaum
ihren b
Lawine
und Br
und Ei
Die Le
man je
ein leb
keine V
geworfe
Kind i
versehrt
mutterf

ein; aber
end kleinen
te aber sah
geschrei der
er Donner

nen heran,
sagten die
die größte
Bewegung
in Geschrei
Die nächste
das halbe
trieb(leitern)
See drehte
dem Lande
n und flatz
n. Nach
ick ruhiger
ern Angriff
die Hände
Land aus,
treten soll=
zweischnei=
estrandeten
hner ihnen
ord werfen
Lande zu

dar. Ein
deck kleiner
ine Augen
sch. Viel=
rissen sie
mit einem
e hinunter
rme gegen
ch von der
rücklich die
inauf und
ein Ge=

schrei aus, welches wie Freude klang. Schnell band er das Frauenzimmer mit dem andern Ende ans Brett fest, aber zu spät! eine neue Wellenreihe wälzte sich brüllend und schäumend über dasselbe hin und stürzte den Mast mit allen denen, die im Tauwerk hingen, über Bord; der Kapitän und seine Frau waren verschwunden. Am Strande zog man aus allen Kräften an dem Tau, und das Frauenzimmer wurde auch an's Land gebracht, aber — mit zer schmettertem Kopf. Die folgenden Seen (Wellen) warfen auch den andern Mast und legten auch den Rumpf auf die Seite, die letzte aber erhob sich wie ein Berg aus dem Abgrunde. Der Alte, der neben mir stand, rief: „erträgt es die, so erträgt es mehr.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da erhob die Sturzsee ihren breiten Rücken noch mehr, krümmte ihn, stürzte wie eine Lawine auf das Wrack, und mit einem Getöse, lauter als Sturm und Brandung, zersplitterte sie das unglückliche Schiff. Die Stücke und Trümmer tanzten und wirbelten in dem kochenden Schaum. Die Leiche des Kapitäns fand man nie, und eben so wenig konnte man je den Namen des Schiffs oder seiner Heimath erfahren. Nur ein lebendes Wesen wurde von diesem Schiffe gerettet, das aber keine Auskunft zu geben vermochte — ich öffnete den vom Schiffe geworfenen, glücklich geretteten Pack — und hielt ein halbjähriges Kind in meinen Armen, welches zwar ganz durchnäst, aber unversehrt war. Die Schiffer haben das unbekante, vater- und mutterlose Kind wie ihr eigenes Kind aufgezogen.

Die Teufelskanzel.

Du schauerst, Wanderer, ob dem Graus,
Der hier im Thal und Wald umher;
Du siehst nur Felsen grau und schwer,
Kein freundlich Blümchen ragt heraus.
Du fragst, woher der Schrecken kam?
Das weiß die Sage wundersam
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten,
Der Teufel hergezogen kam,
Aufsteigend aus den heißen Fluten,
Aus Badens tief verborgnem Quell,
Noch flammend von der Hölle Sturz.
Den Blick vom rothen Lichte hell:

So bricht er auf, erklimmt die Höhe
 Und heist umher die Diener gehn,
 Daß sie versammelten um ihn
 Der Bäuerlein und Ritter viele,
 Man sah's von Schloß und Hütte ziehn,
 Als ging's zum Tanz und Waffenspiele.

Der Böse stellt sich drauf mit Neigen
 Gar seltsam auf den höchsten Stein,
 Und als die Hörer alle schweigen,
 Beginnt er leise, mild und fein
 Die Rede, süß und klug erfonnen,
 Und spricht von seines Reiches Bonnen;
 Von ewgem Glanz und Herrlichkeit,
 Die seinen Dienern stehn bereit.
 Er weiß mit losem Trug und Spott
 Die Geister listig zu bethören,
 Daß schon in mancher schwachen Brust
 Sich hegt und regt die sünd'ge Lust,
 Und spötelnd über den lieben Gott
 Man kann viel leid'ge Worte hören.

Da fällt's, wie leichter Wetterschein,
 Tief in den finstern Wald herein;
 Genüber des Bösen Höllenthron
 Erklingt ein goldner Harfenton;
 Ein Engelknabe niederrauschet
 In silberleuchtendem Gewand,
 Die Palme tragend in der Hand
 Und stillbewegt die Menge lauschet.
 Und wie er spricht, beginnt's zu tagen
 Wie Himmelsroth in jeder Brust;
 Sie fühlen mächtig, unbewußt
 Sich zu dem Engel hingetragen.
 Der Böse wüthet ganz allein
 Auf dem verlassenen Kanzelstein;
 Er bricht empor in wildem Grimme,
 Doch süßer tönt des Engels Stimme,
 Und immer heißer wird der Drang,
 Von aller Lippen festlich klingt,
 Aus aller Herzen gläubig schwingt
 Empor sich heil'ger Bußgesang.

D
 Parkan
 hier frö
 hiedrer,
 Zur Ze
 aus der
 zu Grei
 Wie w
 von G
 Wittwe
 fdenz ge
 mit ein
 ihm an
 am Her
 fenstein
 und das
 lich fan
 Nehbeck

Der Böse mit dem Dienerchor
 Bricht in der letzten Wuth hervor,
 Mit Krallenfingern gewaltig faßt
 Er, niederdonnernd, der Felsen Last
 Und schleudert die Bäume groß und schwer
 Wie Blütenflocken im Thal umher,
 Und öffnet der Erde Nacht und Graus,
 Daß schwarze Duelle fluten heraus;
 Und fluchend schlägt er den schwarzen Huf
 Zum ewigen Zeichen tief in den Stein,
 Und stürzt sich dröhnend mit wildem Ruf
 In der Erde klaffenden Schlund hinein.

Zieh schnell vorüber, o Wandersmann!
 Noch steht der Böse die Menschen an:
 Und will er dich locken zur sünd'gen Lust,
 So öffne dem guten Engel die Brust.

Aug. Stöber.

Die Wildddiebe.

Das Schloß Greifenstein, umgeben von den schönsten Parkanlagen, war seit Monaten wie ausgestorben. Früher herrschte hier fröhliches Leben; denn der Graf von Heiden war als ein biedrer, gastfreundlicher Herr in der ganzen Umgegend bekannt. Zur Zeit der Jagd war das ganze Schloß bevölkert von Freunden aus der Nähe und der Ferne; denn die großen Waldungen, welche zu Greifenstein gehörten, boten den Waidmännern reiche Beute. Wie war es jetzt so ganz anders geworden! Der brave Graf von Heiden starb in der Blüthe seiner Jahre, und seine junge Wittve, die Gräfin Amalie, war nach seinem Tode in die Residenz gezogen. Ein alter, treuer Verwalter, Burkhard, bewohnte mit einigen Jägern das Schloß und verwaltete gewissenhaft die ihm anvertrauten Güter. Aber dem alten Manne nagte ein Wurm am Herzen; denn es betrückte ihn sehr, daß die Forsten von Greifenstein jetzt von Wilddieben mehr denn je heimgesucht wurden, und daß alles Nachstellen bisher vergeblich gewesen war. Fast täglich fanden die Jäger Spuren, daß man hier oder dort einen Rehbock oder einen Hirsch ausgeweidet hatte. Der brave Mann

hatte der Gräfin getreulich Bericht erstattet, und offen erklärt, wie ihm sein Amt durch diese zunehmenden Frevel verleidet würde. Er machte sogar der Gräfin den Vorschlag, das Schloß zu verkaufen, da sie es doch nicht bewohnen wollte. Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag und sie kam, obgleich es Winter war, in Gesellschaft ihres alten Onkels, eines ehemaligen Rittmeisters, und ihrer Nichte, der Gräfin Julie, die schon früher Monate lang auf Greifenstein verweilt hatte, auf ihrer Besingung an. Der alte Onkel hatte sich willig finden lassen, die Angelegenheit zu leiten, und die nöthigen Vorkehrungen zum Verkauf wurden getroffen. Der alte Kriegsmann, der früher ein leidenschaftlicher Jäger gewesen war, ärgerte sich nicht wenig, als täglich Klagen über Wilddiebereien einliefen, und er ordnete deshalb eine förmliche Jagd auf diese Strauchdiebe an. „Habt ihr denn keinen Verdacht?“ fragte er einmal Abends den alten Burkhard. — „Gnädiger Herr,“ erwiderte dieser, „wir kennen dieses Geschlecht sehr gut; es will uns nur nicht gelingen, sie auf der That zu erschnappen, oder Beweise zur Bestrafung herbeizuführen.“

— Nur immer aufgepaßt! mein alter Burkhard, die losen Vögel sollen uns nicht entgehen. Aber, wer sind sie? Nenne mir einige!

— Da ist der schwarze Peter, der Hans, der Muggel und viele Andere. Aber der schlimmste ist ein ehemaliger Student, der blonde Fritz geheißnen, ein verwegener Kerl. Die Bauern tituliren ihn immer Herr Baron, und fürchten sich vor ihm, denn er soll mit namhaften Taugenichtsen in Verbindung stehen. Uebrigens haben wir für diese Nacht einen Streifzug angedordnet, gnädiger Herr Rittmeister, der von Erfolg sein muß.

— Worauf stütest du denn deine Hoffnungen?

— Ich habe eine große Bulldogge abgerichtet, die uns von wesentlichem Nutzen sein soll.

— Nun, Alter, thut euer Bestes!

Verlassen wir das Schloß und machen einen Streifzug in den Forst. Hier treffen wir den schwarzen Peter und den Muggel in voller Thätigkeit, denn sie haben einen Rebhock erlegt und sind beschäftigt, denselben in Sicherheit zu bringen. — „Da hätten wir doch wieder einen Fang gemacht,“ sagte der Muggel, „aber wer weiß, wie lang es dauert; denn der alte Verwalter trifft alle Anstalten, uns unser Handwerk zu legen. Der neue Förster ist auch eine feine Spürnase und er soll einen bösen Spürhund haben.“

begegnet
sagen.
die vor
füttern
Saater
wir jetzt
bringst.

während
tügen.
um,
sprang
der ju
du Ha

er ver
Peter.
keine

sprach
Schna

Kind,
Berger

faß!“
gedrückt

Der
Hülse
danne

blutbe
Bestim

wegte
trat
um il

Hülse
und t
seine
allen

Su.

— „Mag sein,“ war Peters Antwort, „wenn er mit mir nur begegnet, wenn ich meine Büchse im Arm habe, so will ich's ihm sagen. Meint der Grünrock, die Mehe und Hasen seien nur da, die vornehmen Herrschaften zu ergötzen? Ja, ja, wir sollen sie füttern und nicht einmal sauer dazu sehen, wenn die Hirsche unsere Saaten verderben und der Hase unsern Kohl frisst. Doch lassen wir jetzt das Reden und mache, daß du den Bock in Sicherheit bringst.“

Der Muggel machte sich mit seiner Beute auf den Weg, während Peter bemüht war, jegliche Spur ihres Frevels zu vertilgen. Als er mit seiner Arbeit fertig war, hing er seine Büchse um, und wollte sich ebenfalls entfernen. In diesem Augenblick sprang ein großer Hund auf ihn zu und im nächsten stand ihm der junge Förster Friedrich gegenüber. „Hab ich dich endlich, du Habicht in meinem Taubenhause!“ rief der kräftige Waidmann.

„Die Büchse her! Diesmal ist der Jagdfrevel nicht abzulängnen, er verschmizter Strauchdieb!“

— „Herr Förster, keinen Schritt weiter!“ rief der schwarze Peter. Ich warne Sie, wir sind hier zu zwei und ich habe auch keine Haseknüffe im Lauf.“

Der Förster hob unwillig die Flinte in die Höhe. „Kerl,“ sprach er im höchsten Zorn, „glaubst du, ein Jäger fürchtet solchen Schnapphahn? Die Büchse herunter!“

— „Herr Förster,“ rief der Peter, „Sie haben Weib und Kind, wie ich. Sie sitzen im Warmen, die Meinigen hungern. Vergessen Sie, daß wir uns gesehen haben und machen Sie links um!“

— „Du Erzgauner willst mir Befehle ertheilen? Pluto, faß! faß!“ Ehe der Hund aber zusprang, hatte Peter angelegt, losgedrückt — und der Förster Friedrich wälzte sich in seinem Blute. Der Pluto vergaß ganz seine Pflicht und sprang, gleichsam zur Hülfe, nach seinem Herrn. Peter eilte schnellen Schrittes von dannen. Eine Schauerstille legte sich einige Minuten lang über die blutbefleckte Gegenv. Dann aber sprang Pluto, als käme er zur Besinnung, davon und eilte dem Mörder nach. Bald darauf bewegte sich das Gesträuch und ein junger, wohlgekleideter Jäger trat heraus. Kaum sah er den Sterbenden, als er auf ihn zueilte, um ihm zu helfen. „Sprechet, was geschah, und wo kann ich Hülfe suchen?“ Aber der sterbende Förster sah ihn noch einmal an und verschied. Der Fremde knüpfte ihm den Rock auf und suchte seine Wunden zu verbinden. In diesem Augenblick kamen von allen Seiten Jäger herbei und zwei hatten den schwarzen Peter

in ihrer Mitte; denn der Pluto hatte ihn eingeholt und gefaßt. Zufällig waren einige Jäger in der Nähe gewesen, die den Kampf gehört und herbei geeilt waren. „Ach, Gott!“ rief der brave Burkhard; „da liegt unser brave Friedrich in seinem Blute! Aber schnell greift mir seinen Mörder, denn es ist kein anderer als der blonde Frig, der saubere Herr Baron, der ihn jetzt auch noch berauben will.“ Der Fremde betheuerte, daß er dem Unglücklichen habe zu Hülfe kommen wollen, und daß er witer von der Mordthat nichts wisse. „Wir lassen uns keinen blauen Wind vormachen,“ rief Burkhard, „Peter, ist dieser saubere Herr euer Helfers-helfer?“ — „Ja!“ schrie der schwarze Peter, „er hat den Förster erschossen.“ — Alle Ausreden waren vergeblich und die beiden, so sehr sie in ihrem Aeußern von einander abstachen, wurden zusammen gebunden und nach dem Schlosse geführt. Der Fremde betheuerte seine Unschuld, bat, drohete, alles vergebens. Auf dem Schlosse angekommen, wurden sie vorläufig in ein dunkles Gemölbe eingesperrt.

Am nächsten Morgen wurde der alte Rittmeister von Allem in Kenntniß gesetzt, und derselbe befahl, die beiden Wilddiebe vorzuführen und den Amtmann mit dem Amtschreiber zu einem Besuche auf das Schloß zu laden. Die Freude über den glücklichen Ausgang war so groß und der Dienstleister dadurch so lebendig, daß kaum eine Stunde vergangen war, und das Verhör konnte beginnen. Die beiden Gefangenen wurden hereingebracht. Wie verschieden waren die Beiden! Der schwarze Peter sah wüß und verstorbt aus, die Trunksucht hatte sich deutlich auf das Gesicht eingegraben und die kleinen, stehenden Augen verriethen einen tödtlichen Charakter. Trogig schaute er sich um und schien um sein Schicksal wenig bekümmert zu sein. Der Mitgefangene, ein hübscher, feiner Mann, sah sehr angegriffen aus, und dennoch lag eine gewisse Hoheit in seinen Zügen. Der Amtmann begann: „Peter, ist dieser der in unserer Gegend so verrufene blonde Frig?“

— „Ja!“

— „Hat er Theil an dem Mord des braven Försters?“

— „Ja!“

— „Meine Herren!“ rief der Gefangene, „dieser verrückte Mensch will mich zu seinen Mitschuldigen machen, und doch ist es sehr zufällig, daß ich die Leiche des unglücklichen Forstmannes getroffen. Ich kenne diesen Bösewicht nicht.“

—
ein sein
wir un

—
Ihre v
Grobhe
zu süß

—
Zorn s
aber spr
schuld;
Ich sel
Gräfin
rissen j
ob sie
abgejar

—
war di
eingehe
es kön
den F
Fremde
ohnmä
„Gnäd
Schuße

—
Sie,
so übel

—
auf g
Weise
Ihrem
Tagen
verirrer

—
sich je
Sie hi
ich bin
Gast g
zu halt

— „Nur ruhig!“ rief der Rittmeister, „Er ist dafür bekannt, ein feiner Patron zu sein, der Manieren hat; aber diesmal lassen wir uns keinen Dunst vor machen.“

— „Herr Rittmeister!“ fuhr der Angeredete auf — „ich bitte Ihre Ansdücker zu bedenken; denn ich bin nicht gewohnt, mir Grobheiten sagen zu lassen. Ich habe auch, wie Sie, die Klinge zu führen gelernt.“

Der alte Rittmeister sprang in seinem Eifer auf, denn der Zorn schien ihn zu überwältigen. Der vermeintliche blonde Fritz aber sprach: „Mein Herr, ich bin allerdings an diesem Mißverständnis schuld; allein ich habe Anstand genommen, es bisher zu lösen. Ich sehe aber ein, daß es jetzt nöthig ist, ich bitte deshalb, die Gräfin zu ersuchen, sich hierher zu versügen.“ — Alle Anwesenden rissen jetzt die Augen auf, und sahen den blonden Fritz an, als ob sie ihn durchbohren wollten. Dann wurde der alte Burkhard abgefannt, die Gräfin von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Als der treue Verwalter seine Botschaft ausgerichtet hatte, war die Gräfin lange unschlüssig, ob sie in das Verhörzimmer hingehen sollte, oder nicht. Endlich entschloß sie sich dazu, denn es könnte ja wirklich ein Unschuldiger sein, den man für den blonden Fritz halte. Als die Gräfin in die Stube trat und den Fremden anblickte, that sie einen lauten Schrei und wäre beinahe ohnmächtig geworden. Der Fremde aber trat hinzu und sprach: „Gnädige Frau, entschuldigen Sie, daß ich Sie habe zu meinem Schutze herrufen lassen! Es blieb mir nichts anders übrig.“

— „Aber,“ fiel ihm die Gräfin in's Wort, „wie kommen Sie, Herr von Waldhausen, in unsere Gegend und in eine so übele Lage?“

— „Gnädige Frau, wie ich in hiesige Gegend komme? — auf ganz natürlichem Wege; denn ich habe die Reise auf dieselbe Weise gemacht, wie Sie. Schon lange hatte ich meinem Freunde, Ihrem Nachbarn, Herrn v. S., einen Besuch zugeeignet. Seit drei Tagen bin ich dort, und gestern mußte ich mich auf der Jagd verirren, um von Ihren Leuten festgenommen zu werden.“

— „Daran sind Sie nun allerdings schuldlos; aber daß sie sich jetzt erst zu erkennen geben, können wir Ihnen nicht verzeihen. Sie hätten sich selbst diese Unannehmlichkeit ersparen können. Doch ich bin wirklich froh, daß Sie auf eine so sonderbare Art unser Gast geworden sind, und ich werde Alles aufbieten, Sie schadlos zu halten.“

Die Gräfin führte jetzt den jungen Herrn von Waldhausen hinüber in das Schloß und der alte Rittmeister humpelte brummend hinterdrein; denn die ganze Geschichte war ihm sehr verdrießlich. Es dauerte indessen keine Stunde, so war er mit dem jungen Herrn vollständig ausgeföhnt. Der schwarze Peter wurde vorläufig wieder in sein Gefängniß gebracht.

* * *

Herr von Waldhausen, der jetzt von der Gräfin und ihrer Niëte auf das Freundlichste bewirthet wurde, schien sich auf dem Schlosse zu gefallen; denn er erklärte der Dame, daß er neben dem Besuche seines Freundes noch einen andern Reisezweck verfolgte. Er habe nämlich vernommen, wie sie willens sei, ihre Besitzung zu verkaufen und er habe wohl Lust, den Käufer abzugeben.

„Si, ei!“ rief der alte Rittmeister, „die Sache kann sich machen; aber dann müssen Sie vorläufig bei uns Quartier nehmen; damit wir zusammen Alles gehörig in Augenschein nehmen. Ich werde sogleich einen Boten an Herrn v. S. absenden und ihm melden lassen, daß wir ihm seinen Gast haben abtrünnig gemacht.“ Da auch die Gräfin bat, Herr v. Waldhausen möge einige Tage dort bleiben, so willigte er ein. Der Bote wurde abgeschickt und erhielt den Auftrag, den Koffer des neuen Gastes mitzubringen. Schon gleich nach dem Frühstück wurde ein Ausflug in den nahen Wald gemacht. Die Gegend gefiel dem Herrn v. Waldhausen ungemein, und er erkannte, daß bei einer sorgfältigen Bewirthschaftung das Gut eine gute Einnahme abwerfen würde. Nachmittags wurden alle Gebäude, von den Hundeställen bis zum großen Gesellschaftssaale, besichtigt. Alles befand sich im schönsten Zustande. Tags darauf wurde eine große Jagd veranstaltet. Als Herr von Waldhausen so allein durch den Forst strich, kam er vor der Wohnung des unglücklichen Försters vorbei. Er trat ein und fand die trostlose Wittwe mit ihren beiden Kindern in der Stube. „Liebe Frau,“ rebete er sie an, „es ist allerdings ein hartes Schicksal, das Sie betroffen hat; allein fassen sie Muth, und Gott wird Sie nicht verlassen.“ — „Ach,“ seufzte die Försterin, „ich bin ein armes, unglückliches Weib. Ich war nicht bei ihm, als er seine letzten Seufzer aushauchte; ich konnte ihm nicht die Augen zudrücken. Was wird aus mir und meinen Kindern werden!“ — Herr von Waldhausen war sehr ergriffen. „Ich werde vielleicht dieses Gut kaufen,“ fuhr er fort, „und dann werde ich für Sie und Ihre Kinder sorgen.“ Still legte er seine Geldbörse auf den Tisch

und ve
junge
nicht
Rüchze;
herzige
Wittw
sein W
trittes.

frau.
nein!
Zugen
als di
sie den
lobte
hausen

von L
Weg
am W
ihr so
schlug
da hin
gierde
halb
bahnen
dem G
zen S
schmut
umher
und v
Ihr,

den W
Schul
Kinder
würfe

Einer
wohl

on Wald-
teister Hum-
te war ihm
so war er
schwarz
acht.

Gräfin und
sien sich auf
daß er neben
och verfolge.
re Bestigung
geben.

he kann sich
Quartier neh-
hein nehmen.
den und ihm
ig gemacht."

einige Tage
ogeschickt und
mitzubringen.
in den nahen
ldhausen und
Bewirthschaf-

Nachmittags
großen Ge-
ten Zustande.

Als Herr von
vor der Woh-
und fand die
tute.

"Wiebe-
tes Schicksal,
Bott wird Sie
"ich bin ein

als er seine
die Augen zu-

den!" — Herr
vielleicht diese
für Sie und
auf den Tisch

und verließ die Stube. In diesem Augenblick sah er, wie die junge Gräfin Julie auf das Försterhaus zukam. Damit sie ihn nicht gewahrte, trat er hinter eine Brüstung des Herdes in der Küche; denn er fürchtete, sie durch seine Gegenwart in ihrem barmherzigen Werk zu stören, denn Julie kam gewiß, um die arme Wittwe zu trösten. Als das Fräulein eingetreten war, verließ er sein Versteck und war nun unversehens Zeuge des rührendsten Auftritts. Einem tröstenden Engel gleich sah Julie neben der Wittfrau. Sie predigte nicht von Schicksalsfügung und dergleichen; nein! sie schilderte laut die Verzüge des Verlorenen, lobte seine Tugenden, die sein Andenken bei Jedermann erhalten würde, und als die Thränen der Wittwe strömten, da weinte sie mit, da nahm sie den Säugling selbst auf den Schooß, herzte das Kind und gelobte der Mutter Freundschaft, Rath und Hülfe. Herr v. Waldhausen war tief ergriffen von der Herzengüte des edlen Fräuleins.

Jetzt verließ sie das Haus und in der Ferne folgte ihr Herr von Waldhausen. Zu seiner Verwunderung schlug sie nicht den Weg nach dem Schlosse ein, sondern verfolgte einen Fußpfad dicht am Waldabhänge. Wohin mag sie nun wohl gehen? Ich will ihr folgen. So sprach Herr von Waldhausen zu sich selbst und schlug denselben Weg ein. Bald wurde eine elende Hütte sichtbar; da hinein ging jetzt das Fräulein. Herr v. Waldhausen, von Neugierde getrieben, näherte sich der Hintertür, deren oberer Theil halb geöffnet war, um dem Rauche des Herdes einen Ausweg zu bahnen, und ihm so den Einblick in die Küche erlaubte. Auf dem Herde knisterte ein Feuer von dürrem Reisig unter dem schwarzen Hängessel, daneben saß ein hageres, schmutziges Weib und schmutzige Kinder, in Lumpen gehüllt, trieben sich in der Küche umher. Das Weib starrte mit ihren Glasaugen das Fräulein an, und von Waldhausen hörte folgendes Gespräch: — „Wie geht es Ihr, Frau?“

— „Wie soll's gehen, schlecht genug, und nun hat man mir den Mann noch festgesetzt. Aber der Peter soll immer an Allem Schuld sein. Was soll ich nun mit diesen Würmern (auf ihre Kinder zeigend) anfangen? Wäre der Teich nicht zugefroren, ich würde eins nach dem andern hinein.“

— „Frau, Frau, denkt Sie denn nicht an Gott?“

— „Daran mag denken, wer im Reichthum sitzt. Unser Einer ist elend Pack in der Welt.“

— „Frau, Sie ist doch confirmirt, doch getraut, ist auch wohl einmal zum Tisch des Herrn gegangen; denkt Sie denn nicht

mehr, wie Ihr damals zu Muthe war, und hat Sie Alles verzessen, was der Pastor damals sagte?“ — Die Frau ließ den Kopf hängen. Das Fräulein aber fuhr fort die Frau zu ermahnen, sich doch der Kinder besser anzunehmen und wieder Vertrauen zu Gott zu fassen, es könne noch eine bessere Zeit für Sie kommen. Dann schenkte sie ihr einiges Geld, holte aus ihrem Körbchen Brod und Kuchen hervor und vertheilte es unter die hungrigen Kinder. Das harte Herz der Frau des schwarzen Peters (denn es war Peters Hütte, wo sich solches zutrug), wurde bei dieser Milde weich, und die Thränen liefen ihr über die Wangen. Das Fräulein versprach, auch ferner für sie zu sorgen, wenn sie ihre Wirthschaft ordentlich führte und die Kinder hübsch reinigte und zur Schule schickte. Die Frau warf sich vor Julie auf die Knie und küßte den Saum ihres Mantels. Julie aber sprach: „Stehe Sie auf, Frau, vor Menschen muß man nicht knien, sondern vor Gott. Dies vergeße Sie aber nicht.“ Da ging plötzlich die Hausthür auf und zwei Männer traten ein. Den einen kennen wir schon, es war der Muggel und der andere war der blonde Fritz. „Ei, ei!“ rief dieser, „das gibt einen saubern Fang! Schleicht man so in die Hütte, um Geheimnisse auszuspieniren? Und schau, Frau Peter hat blanke Silberstücke in der Hand, das ist Judasgeld, wofür sie ihren Mann verräth.“

Der Muggel aber flüsterete seinem Kameraden etwas in's Ohr. „Herrlich!“ rief der junge Wilddieb, „herrlich! Bruder Muggel! Der Einfall ist Geld werth.“ „Ihres Fräulein,“ fuhr der Fritz gegen Julie gewendet fort, Sie sind unsere Gefangene, und wir werden Sie so lange behalten, bis man den Peter wieder freigibt.“ Julie wäre beinahe ohnmächtig um gesunken, denn der Dieb wollte sie beim Arm fassen. Nun konnte Herr von Waldhausen sich nicht länger halten, er riß die Thür auf und hielt den frechen Wilddieben die gespannte Doppelflinte entgegen. „Wer das Fräulein auch nur mit einem Finger anrührt, ist des Todes!“ rief er. Die Wilddiebe erschrakten, allein bald führte der Fritz seine gewohnte freche Sprache wieder. „Komm, komm!“ schrie Muggel, „wir werden den Herrn schon wiederfinden; jetzt müssen wir eilen, denn ich höre Hunde bellen, die Jagd könnte hier vorbeziehen.“ — Schnell entsprangen die Wilddiebe und Herr von Waldhausen bot dem Fräulein den Arm, um sie nach dem Schlosse zu begleiten. Unterwegs aber wollte sie ihm ihren Dank für die Errettung aus der großen Gefahr ausdrücken. Herr von Waldhausen aber sprach: „Mein Fräulein, danken Sie mir nicht, denn

Gott
Ich
muß
für
den
Hand
wurde
wohnte
Herrn
diebe

Gott hat es weise gefügt, daß ich zu ihrem Schutze da sein mußte. Ich aber habe gelernt, wie man sich der Nothleidenden annehmen muß und wie Betrübte zu trösten sind. Ich würde diesen Tag für den glücklichsten meines Lebens halten, wollten Sie mir Ihre Hand reichen. v. Waldhausen's Wunsch ging in Erfüllung. Julie wurde sein geliebtes Weib; er kaufte das Schloß Greifenstein und wohnte daselbst. Die ganze Gegend rühmte bald ihren gütigen Herrn und seine guttbätige, engelfromme Gemahlin. Die Wilder diebe aber empfangen ihren verdienten Lohn.

Die Räuber.

Auf dem eben Schritwege,
 Hinterm hoben Crucifixe,
 Stand der Räuber listig lauernd,
 In der Hand den blanken Säbel,
 Und die Büchse scharf geladen.
 Denn den Kaufmann wollt' er fangen,
 Der mit Geldes reicher Fülle,
 Mit Gewändern, edlen Weinen,
 Von dem Markte heut zurückkehrt.
 Schon hinunter sank die Sonne,
 Und der Mond tritt durch die Wolken,
 Und der Räuber steht erwartend
 Hinterm hoben Crucifixe.
 Horch! Da tönt's wie Engelstimmen:
 Leise Suszer, laute Bitten
 Kommen heß wie Abendglocken,
 Durch die stille Nacht getragen;
 Süß mit ungewohnten Tönen
 Stiehet Gebet sich in sein Ohr,
 Und er steht und lauscht begierig.

„D du Schirmvoat der Verlassnen!
 O du Hüter der Verlorenen!
 Neig', o neig' dein himmlisch Antlitz,
 Sonnenhelle, selig lächelnd,
 Nieder auf uns arme Kleine!
 Breit', o breit' die lieben Arme,

Die du ausgespannt am Kreuze
 Wie zween Flügeln um den Vater,
 Daß kein Sturm den Pfad zerwühle,
 Daß sein gutes Ross nicht strauchle,
 Nicht der Räuber, stumm und laurend,
 In der Waldschlucht ihn entdecke,
 O du Schirmvogt der Verlassnen!
 O du Hüter der Verlornen!
 Füh'r uns heim den guten Vater!" —

Und der Räuber hört es Alles
 Hinterm hohen Crucifixe.
 Drauf der Kleinste, sich bekreuzend,
 Fromm die zarten Hände faltend:
 „Lieber Christi!“ lallt er kindisch:
 „Ach ich weiß, du bist allmächtig,
 Sitzend auf des Himmels Thron
 Unter Sternen, glänzend goldnen,
 Unter Englein, lieblich lust'gen,
 Wie die Amme mir's erzählt hat:
 O sei gnädig, lieber Christe!
 Sieh den Räubern, den verwegenen,
 Brod gib ihnen, Brod in Fülle,
 Daß sie nicht zu plündern brauchen,
 Noch zu morden unsern Vater!
 Wüßt' ich, wo ein Räuber wäre,
 Wohl' ich ihm ein Kettlein geben,
 Dieses Kreuz und diesen Gürtel,
 Sprechend: Lieber, lieber Räuber!
 Nimm hier Kettlein, Kreuz und Gürtel,
 Daß du nicht zu plündern brauchest,
 Noch zu morden unsern Vater!“

Und der Räuber hört es Alles
 Hinterm hohen Crucifixe.
 Und von ferne hört er's nahen:
 Rosse schnauben, Räder rollen,
 Langsam greift er nach dem Säbel,
 Langsam faßt er nach der Büchse,
 Und so steht er lange sinnend
 Hinterm hohen Crucifixe.



Die Räuber.

stohlen
Bedien
Schon
die En
Ein j
vorüber
Wuchs
ihn un
wache
sprechen
gegen
in dat
forscher
aber er
G
S
w



Niederknien noch die Kinder:
 „D du Schirmvogt der Verlassnen!
 D du Hüter der Verlorren!
 Füh'r uns heim den guten Vater!“

Und der Vater kommt gefahren,
 Wohlbehalten ungeschädet,
 Schließt die Kinder an den Busen —
 Selig stammeln, süße Küsse!
 Und kein Räuber wird gesehn:
 Nur den blanken Säbel fand man,
 Hand die Büchse scharf geladen,
 Hinterm hohen Crucifixe:
 Beide waren ihm entsunken.

N. Prug.

Folgen eines freundlichen Grußes.

Friedrich der Große wurde von seinen Bedienten oft bestohlen und betrogen, indem er denselben zu viel Zutrauen schenkte.

Kurz vor dem bayerischen Erbfolgekriege war wieder einer seiner Bedienten auf einer Betrügerei ertappt worden. Er hatte ihn mit Schonung von sich entfernt, und stand voll trüber Gedanken über die Entartung der Mehrzahl des menschlichen Geschlechts am Fenster. Ein junger wandernder Handwerksbursche ging bei dem Schlosse vorüber, er grüßte ehrerbietig. Dem Könige fiel der schlanke Wuchs, noch mehr der Gruß, der Anstand verrieth, auf. Er rief ihn und da er diesen Ruf nicht hörte, so befahl er dem Schildwache stehenden Gardisten, dem Fremden zu sagen, daß er ihn sprechen wolle. Dies geschah. Ein Kammerhufar kam ihm entgegen, und nachdem er sein Felleisen abgelegt, führte ihn dieser in das Zimmer des Königs. Friedrich saßte ihn scharf und forschend in's Auge. Der junge Mensch verlor die Fassung nicht, aber er zeigte Ehrfurcht und Bescheidenheit.

„Was bist Du für ein Landsmann?“

Ein Hessen-Darmstädter.

„Welch' Handwerk treibst Du?“

Ich bin Kunstdrechsler.

„Kommst Du jetzt von Hause?“

Ja und durch Sachsen.

„Und wohin willst Du?“

Nach Berlin und sehen, ob ich da Arbeit bekomme. Gibt's dort keine, so geh' ich nach Königsberg; ich hätte wohl Lust, ein Bernsteinschleifer zu werden und mich im Preussischen zu setzen.

„Dir gefällt es also in meinem Lande?“

Erst seit gestern bin ich darin, aber ich finde, daß alles wahr ist, was man draußen im Reiche vom Preussischen sagt.

„Was sagt man denn dort?“

Daß es nur ein Preußen gibt, und daß es in keinem andern Lande so rechtlich und ordentlich zugeht.

„Du scheinst ein ehrlicher Junge zu sein, hast Du Lust bei mir Domestik zu werden?“

Der Befragte wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst sei; er schwieg verlegen.

„So antworte doch, Ja oder Nein!“

Es ist doch wohl nicht Ew. Majestät Ernst?

„Allerdings, also Ja oder Nein!“

Der Drechslergeselle erklärte: er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn er in des Königs Dienste treten könnte.

Das Abkommen war getroffen. Er trat in die Stelle des fortgeschafften Lakai und diesmal hatte sich der König nicht geirrt. Der neue Lakai fand sich bald in seinen Obliegenheiten, benahm sich mit Gewandtheit und zeigte dabei eine aufrichtige Anhänglichkeit, die aus dem Herzen kam. Er gewann daher dessen Gunst immer mehr.

Einst fragte ihn der König, ob er noch Brüder habe? er erwiderte, er habe noch einen, der ein Jahr jünger sei. Nachdem Friedrich sich bei dem Befragten näher über ihn erkundigt, befahl er ihm, solchen nach Potsdam kommen zu lassen. Dies geschah, und auch der Neuangekommene wurde Kammerlakai. Auch dieser entsprach den Erwartungen, Beide konnten sich daher der Gnade des Königs erfreuen.

Auf einem Spaziergange im Garten zu Sanssouci, wo Beide ihn begleiteten, stand er still, wandte sich um und sprach:

„Ich hab' Euch noch nicht einmal gefragt, ob Ihr Eltern habt?“

Noch einen Vater.

„Wie geht's ihm?“

Er ist schon bejahrt und lebt von einem kleinen Handel und einem kleinen Stück Acker.

„Schreibt Ihr ihm auch zuweilen?“

„Ja, Ew. Majestät. Wir schicken ihm auch fast monatlich etwas von unserm ersparten Traktament.“

„Das ist gut und löblich! Was schreibt Euch denn Euer Vater? Ist er gesund?“

Einer hatte den letzten Brief des Vaters bei sich. Er zog ihn aus der Tasche, und sprach treuherzig:

Ew. Majestät können selbst sehen, was er uns zuletzt geschrieben hat.

Friedrich nahm den Brief, las ihn; der biedere Ton darin, die Ermahnungen des Vaters, das unverhoffte Glück, das ihnen zu Theil geworden, dankbar zu erkennen, und sich durch Treue, Rechtschaffenheit und gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten dessen werth zu machen, gefielen ihm. Er steckte ihn, scheinbar zerstreut, in die Tasche und setzte den Spaziergang fort. Nach Verlauf eines Monats sprach er eines Tages zu Beiden:

„Ihr werdet heut' Besuch bekommen.“

„Wir?“

„Ja, Ihr!“

Er befahl ihnen nun, um die Mittagszeit in einen Gasthof, den er ihnen namhaft machte, zu gehen und den dort angekommenen Fremden auf's Schloß zu bringen.

„Er ist ein Landsmann von Euch, und ich habe mit ihm zu sprechen,“ setzte er hinzu.

Wie freundlich waren sie überrascht, als sie ihren Vater dort fanden; auf des Königs Kosten hatte er nach Potsdam kommen müssen. Sie brachten ihn nach dem Schlosse und der König ließ ihn vor sich kommen. Er sprach mit ihm sehr herablassend, lobte seine Söhne und machte es diesen zu einer heiligen Pflicht, ihrem Vater den Aufenthalt in Potsdam so angenehm, als möglich zu machen.

„Einer von Euch Beiden bleibt beständig bei ihm,“ setzte er hinzu.

Mehrere Wochen blieb der Greis in Potsdam, dann kehrte er, reich beschenkt, wieder in seine Heimath zurück.

Ein Unfall in der Wüste.

Ein Kaufmann aus Kordofan, das einer Dase gleich sich in die Wüste zwischen Hoch-Nubien und Darfur hinausstreckte, wollte

mit einem Theile seiner Sklaven nach Aegypten reisen, um hier einen vortheilhaften Tausch seiner Menschen-Waare mit anderen Handelsartikeln abzuschließen. Sein Weg führte ihn durch die unermessliche Sandfläche Kruško; mit gutem Vorbedacht hatte er sich mit den nöthigen Vorräthen versehen, und namentlich eine gute Menge Datteln, Zwieback, Binsen, Zwiebeln und gefüllte Wasser-Schläuche mitgenommen. Wohlgerüstet zog er mit seiner Karavane ab, doch es waren kaum acht Tage verflossen, als er ganz allein, ohne Kameele, ohne Sklaven, ohne Habseligkeiten in Dbeidha, der Hauptstadt von Kordofan, wieder ankam — nicht frisch und munter wie er ausgezogen, sondern einem Todtenskelett gleich, ganz erschöpft, mit verstörtem, wilden Blick und einem Wahnsinnigen ähnlich unzusammenhängende, irre Worte sprechend. Erst nach einigen Tagen der Ruhe und Pflege kam er wieder zum vollen Gebrauch des Verstandes, und war nun im Stande, seinen Freunden folgenden Bericht über die so unglücklich abgelaufene Reise zu ertheilen.

Es gibt keinen Gott außer Gott! und der Mensch muß sich dem allerhöchsten Willen unterwerfen; mein Unglück stand im Buche des Schicksals geschrieben, wie hätte ich ihm entgehen sollen! Ihr alle wißt es, meine Freunde, denn ihr habt mich abreisen sehen, wie ich Dbeidha verließ, gesunde und kräftige Sklaven umringten mich, viele stattliche Kameele waren reich mit Vorräthen beladen, die Wasserschläuche waren wohl gefüllt und gut verschlossen, und ich konnte mit frohem Muth eine Reise antreten, die ich schon dreimal glücklich bestanden habe. Die Hitze war freilich groß, aber wir waren Alle an Mühsal und Anstrengung gewöhnt, wir kannten die Sonne der Wüste und trugten ihren Strahlen. Aber wir ritten langsam und schweigend, um die Kräfte zu schonen und den Durst nicht zu reizen. Am zweiten Tage ging unser Weg fünf Stunden lang über steinige Hügel und durch enge Felsenpässe nach dem el Mora. Obwohl ein großer und tiefer Brunnen, war doch nur ein geringer Vorrath von Wasser darin, und als meine Sklaven und Kameele getrunken hatten, blieb nur noch ein schlammiger Saß zurück. Den Abend gelangten wir glücklich in das fruchtbare Wadi, das Allah seinen Gläubigen grün erhält, damit sie hier Ruhe und Stärkung finden. Am dritten Tage hatten wir zu der Rechten die grauen, bleichen Granitfelsen des rauhen Rubier-Landes, die Wohnungen der Adler und Geier, die hungrig nach Beute zu uns herüberpähten, ob kein Thier gefallen oder geschlachtet sei. Aber Allah hatte uns Gnade verliehen, und wir zogen rüstig vor-

wärts.
Blicken,
des Sa
von früh
und mei
dem Un
die Natu
und die
Schläuch
mußte s
Kameele
doppelter
den von
— leer
ihn heru
lager hi
die Städ
Wassers
Morgen
dete, d
zogen o
war die
Dromed
selbst de
mit ihre
Sande i
len auf
bis die
Es
Nacht w
Beflomm
Widerst
und fröh
blieben
und lan
hitz na
Wolke,
frischen
unheimli
ben. 2
vor uns

wärts. Am vierten Tage entschwanden die kahlen Bergrücken unseren Blicken, und am fünften Tage umgab uns die unabsehbare Fläche des Sandmeeres. Die Hitze ward immer drückender, doch wir war von früher her der Weg noch wehlbekannt, und ich konnte mich und meine Sklaven mit der Aussicht trösten, daß wir noch vor dem Untergang der Sonne ein Wasserbecken finden würden, das die Natur selber gebildet hat, um den durstigen Pilgrim zu laben, und die Wasser, die Allah sendet, zu sammeln. Von unsern Schläuchen war schon einer nach dem andern geleert, und ich mußte sparsam die Erlaubniß geben, einen neuen zu öffnen. Meine Kameele schienen noch den Ort der Erquickung zu kennen und verdoppelten von selbst ihre Schritte. Aber Thiere und Menschen wurden von einem bösen Dämon betrogen. Wir fanden den Behälter — leer und trocken. Aus der Menge von Kameelmist, der um ihn herum lag, konnten wir schließen, daß unlängst ein Beduinenlager hier aufgeschlagen und abgebrochen war. Wir machten auch die Stätte zu unserm Nachtlager, mußten aber die Zahl unserer Wasserschläuche zur Hälfte schwinden sehen. Mit dem frühesten Morgen, wenn kaum erst ein rother Lichtstrahl im Osten ver kündete, daß das Tagesgestirn im Anzuge sei, brachen wir auf und zogen ohne Unterbrechung bis gegen Mittag weiter. Dann aber war die Kraft erschöpft; wir suchten Schatten hinter dem lehrenden Dromedar und unter der ausgespannten Decke des Zeltes; aber selbst der Boden unter uns glühte, und die Erde hauchte uns an mit ihrem heißen Athem. Erst wenn die Sonne im Westen zum Sande des Himmelszeltes hinabsank und milder verderbliche Strahlen auf die Sterblichen warf, setzten wir unsern Weg fort, so lange, bis die schwarze Finsterniß uns Stillstand gebot.

Es war der sechste Tag seit unserer Abreise; die vergangene Nacht war dumpf gewesen, und der Schlaf hatte Niemand erquickt. Bekommen stieg Jeder auf das Schiff der Wüste, das jetzt mit Widerstreben und großer Trägheit den Lauf begann. Unser Eifer und frischer Muth, der bis zu diesem Tage immer sich gleich geblieben war, fing nun an, schwach zu werden; wir athmeten schwer und langsam, um mehr Luft zu bekommen. Wie in der Mittags- hitze nach Wasser, so lechzten wir jetzt nach Luft. Eine röthliche Wolke, die den Horizont wie ein Feuermeer umgab, schien den frischen Morgenwind aufzufangen und von uns abzuschneiden. Eine unheimliche Stille und Ruhe herrschte in der Luft, die war gestorben. Wir durchzogen einen glühenden Ofen, der sich ohne Ausgang vor uns ausdehnte und sich mit jedem Schritte noch mehr erhitzte.

Die Sonne schien uns näher gekommen zu sein und schoß unbarmherzig ihre tödtlichen Pfeile auf unsre Köpfe. Der Sand leuchtete, und man hätte glauben können, daß er anfangen würde, zu brennen. Ich beugte mich unter der Last des Dunstkreises, und obwohl noch kaum im Stande, zu athmen und mit den entzündeten Augen zu sehen, obwohl die Haut trocken wurde und aufbarst, wie ein durrer Aker, so befahl ich doch Allah mein Heil und zog weiter, in der Hoffnung, einige Terebinthen zu erreichen, an denen der Todesengel vorübergegangen wäre, der, wie ich nun wohl merkte, gegen uns im Anzuge war. Als im Uebermaß der Ermattung die Kameele fast zusammensanken, und ich kaum noch im Stande war, mich auf dem meinigen aufrecht zu erhalten, kam die rothe Wolke, die bis dahin unbeweglich uns gegenüber gestanden hatte, schnell auf uns zu, der Sand ward in seinem tiefsten Grunde aufgewühlt, die Sonne erbleichte, doch ohne ihre Hitze zu mindern, und der Wind blies mit Ungeßüm. Es war nun, als würden wir Alle von einem Flammenmeer verschlungen. Mein Saunen war ausgetrocknet, meine Haare auf dem Kopfe sträubten sich in die Höhe, und meine Augen wollten aus ihren Höhlen treten. Der Samum, dieser Bote des Todes, dieser grimmige Feind des Pilgrims in der Wüste, ging an uns nicht vorüber, nein, er drang auf uns ein und wollte uns erwürgen. Wir litten die Qualen der Verdammten in der Hölle und schrieten zu Allah um Rettung!

Kein Sterblicher darf dem Todesengel in's Gesicht schauen. Ich hatte mich in meinen Burnus gehüllt und auf die Erde geworfen; die Sklaven waren meinem Beispiele gefolgt, und auch die Kameele von selber auf ihre Kniee gesunken, mit den Köpfen an einander gedrückt. Der Wind brauste heftig über unseren Häuptern dahin, und wir lagen wohl eine Stunde zwischen Leben und Tod, gefoltert vom brennendsten Durste, in dieser peinlichen Stellung auf dem glühenden Sande. Keiner wagte, sich zu regen oder um sich zu schauen, denn der Gifthauch wäre in seine Brust gedrungen, und hätte den erstickt, der es versucht haben würde, das Gesicht von der Erde zu erheben. Endlich schien es mir, als sei das Toben des Windes vorüber, ich zog den Kopf aus den Mantel hervor und blickte schüchtern um mich. Die Wüste erschien nun erst als ein vollständiges Bild der Verwüstung, die ohnehin schon todt Natur sah nun wie der Tod selber aus. Die große Sandfläche mit ihren starren Wellen gleich dem vom Sturmwind aufgewühlten Meere, das aber plötzlich aus dem flüssigen in das feste Element verwandelt wurde. Der Himmel war trübe und

bläßgelb;
durch.
digen,
war so a
den Uben
war jeder

Die
Freude;
waren, u
keit und
Hize ung
wir begie
mein ga
Schläuche
Ich woll
bereits ar
o Schreck
— auch

So
lichen Gi
kam eine
als verw
Die vor
Blicken a
baren Un
vermochte,

Ich
zu brüllen
stimmte i
hatte Du
Mein Ut
sich ausbe
unsres Ur
vollem Er
mich beha
Verweislu
Seele: i
wollenen
warf ich
sah den
herzig!

blafzgelb; doch brach hier und da schon wieder das reine Blau hindurch. Ich lief zu meinen Sklaven heran, um ihnen anzukündigen, daß die Gefahr vorüber sei. Einer von den Schwächsten war so angegriffen, daß er kaum zu reden vermochte, und noch den Abend desselben Tages gab er seinen Geist auf. Dieser Arme war jedenfalls der Glücklichsste von uns Allen.

Die Kameele waren wieder auf den Beinen und grunzten vor Freude; wir hatten den Staub abgeschüttelt, mit dem wir bedeckt waren, und athmeten freier; auch die Lust, die ihre volle Heiterkeit und Reinheit wiedergewonnen hatte, schien uns, der großen Hitze ungeachtet, frischer als vor dem Orkane. Vor Allem waren wir begierig, unsern brennenden Durst zu löschen, und ich hatte mein ganzes Ansehen aufzubieten, um die Sklaven von den Schläuchen zurückzubalten, auf die sie sich ehne Auswahl losstürzten. Ich wollte die vollsten und größten unberührt lassen und erst die bereits angebrochenen geleert wissen, aber als ich letztere untersuchte, o Schrecken! sie waren leer! Ich eile zu dem vollsten und besten — auch dieser, gleich allen übrigen, ganz ausgetrocknet!

So stand ich denn, mitten in der Wüste, kaum dem tödtlichen Giftwinde entronnen, einem andern Tode vor Augen. Da kam eine finstere Verzweiflung in meine Seele, und es war mir, als verwirren sich meine Sinne, als verlöre ich den Verstand. Die vor Durst vermacheten Sklaven sahen mich mit wirren Blicken an und schrien Barmherzigkeit! Im Angesicht dieses furchtbaren Unglücks, gegen welches keine menschliche Kraft anzukämpfen vermochte, verließ mich jede Besonnenheit, jeder Muth, jede Geduld.

Ich zerriß meinen Turban, raufte meinen Bart und begann zu hüllen, wie ein wüthender Löwe. Mit wahnsinnigem Geschrei stimmte ich in den Ruf meiner Sklaven nach Wasser, ein; ich hatte Durst, und wohin ich blickte, war Dürre, heißer Sand. Mein Athem war ein verzehrendes Feuer, das in meinen Mund sich ausbreitete. Die Sklaven, die noch nicht den ganzen Umfang unsres Unglücks erkannten, betrachteten mich mit stummen, schreckensvollem Erstaunen; sie dachten vielleicht, ich wollte das Wasser für mich behalten, doch murten sie nicht, denn sie sahen meine eigene Verzweiflung. Ein schwacher Hoffnungsschrahl fiel noch in meine Seele: ich gedachte eines kleinen Schlauches, den ich unter einer wollenen Decke auf einem Dromedare verwahrt hatte. Sogleich warf ich mich auf das Thier, hob Sattel und Decke herab und fand den kleinen Behälter noch voll. Gott ist groß und barmherzig! Ich führte das Wasser an meine brennenden Lippen und

bedurfte meiner ganzen Stärke und Ueberlegung, um nicht den ganzen Schlauch in einem Zuge zu leeren. Schnell und sorgfältig schloß ich das übrig gebliebene Wasser wieder ein; ich hatte keine Zeit zu verlieren, schwang mich auf mein bestes Dromedar, und ohne vorwärts noch rückwärts zu blicken, nahm ich denselben Weg, den ich gekommen war, wieder zurück. Die Sklaven befahl ich Allah; was sollte ich mit ihnen machen? Nach drei Tagen eines angestrengten Rittes kam ich in die Gegend des bitteren Brunnens, aber ich suchte ihn nicht auf, denn ich wußte, daß sein Wasser vom Samum verzehrt war. Aber auch mein Wasservorrath war nun erschöpft, und am vierten Tage vermochte mein treues Thier selber keinen Schritt mehr zu gehen. Ich schlachtete es und sog sein Blut begierig ein, da das wenige Wasser in seinem Magen nicht hinreichte, meinen Durst zu löschen. Dann befahl ich Allah meine Seele und bereitete mich auf den Tod, dem ich nicht mehr entgehen konnte. Ich wankte eine Stunde in dem tiefen Sande vorwärts, dann war ich erschöpft und sank nieder. So versuchte ich mich fortzuschleppen, aber was war dieser kurze Weg gegen die unermessliche Länge der Wüste! Ich hatte mich gegen Abend, in meinen Burnus gehüllt, niedergelegt, und darauf Verzicht gethan, wieder zu erwachen; da vernahm ich ein Geräusch, wie das Herannahen einer Karawane. Es waren Kaufleute aus Berber, die in der Nähe der Stelle, wo ich lag, ihr Lager aufschlugen. Allah ist groß! so rief ich, und eilte zu den Rettern meines Lebens. Sie erquickten mich mit Speise und Trank, aber sie konnten mir nicht einen Tropfen Wasser auf meinen Weg mitgeben, geschweige einen Wasserschlauch. Doch bekam ich ein Kameel, das mich in zwei Tagen hierher trug, zu Euch, meine Freunde. Da ich meinen Durst nicht löschen konnte, vermochte ich am letzten Tage auch nichts mehr zu essen; matt und zum Tode erschöpft sah ich zuletzt auf meinem Thiere, in Gefahr, jeden Augenblick herunter zu sinken. Meine Kraft ist nun gebrochen, und jene Reise war die letzte meines Lebens.

Der Nunenstein.

Mitternacht lag auf den Höhen,
Süßer Schlaf umfing die Welt;
Aber schnell wie Windeswehen
Lief ein Mägdlein über Feld.

Bleiche, nächtliche Gestalten
 Gaukeln rechts und gaukeln links;
 Doch sie können sich nicht halten,
 Weiter rastlos weiter ging'è.

Und jetzt steht sie auf dem Berge,
 Lehnt sich an den Runenstein:
 „Machet auf, ihr frommen Zwerge,
 Machet auf und laßt mich ein!
 Todt sind alle meine Lieben,
 Einsam steht der Eltern Haus,
 Und die rauhen Menschen trieben
 In die Wüste mich hinaus.

Her zu euch komm' ich gegangen,
 Thut mir auf das goldne Thor!
 O welch' seliges Umsfangen
 In der Elfen flücht'gem Chor!
 Schau, wie flimmern da die Hallen,
 Thron und Tisch aus Diamant,
 Zwischen spiegelnden Krystallen
 Wandelt ihr dort Hand in Hand.

Meint ihr denn, ich darf nicht wissen,
 Wie so schön sich's drunten spielt?
 Ach! das Band ist ja zerrissen,
 Das mich noch hier oben hielt:
 Keine Sehnsucht soll mich stören
 Nach der Sonne leichtem Schein,
 Euch nur will ich angehören,
 Elfe mit der Elfe sein.

Oder was das Lied gesungen,
 Freundlich tröstendes Gedicht,
 Ist's verloren, ist's verklungen,
 Wie ein goldnes Traumgesticht?
 Haltet nun, was ihr versprochen,
 An dem Eingang steh' ich hier,
 Hört mein Rufen, hört mein Pochen,
 Holde Geister, öffnet mir!“

Und in ungemehnem Harne
 Stand sie weinend und allein,
 Schlang behend die kleinen Arme
 Um den grauen Murenstein:
 Horch! da klangen leise Worte,
 Wie wenn Herz zum Herzen spricht:
 Komm herein! Nacht ist die Pforte,
 Aber drinnen wohnt das Licht!“ —

Und sie kam! — die Stunden schwanden,
 Brächtig schien das Morgenroth,
 Und die ersten Strahlen fanden
 Die verlassne Kleine todt.
 Ob es nun sich aufgeschlossen,
 Ihrer Hoffnung Zauberland?
 Glaube mir, sie hat gerossen,
 Was kein irdisch Herz empfand.

R. Brug.

Der belohnte Todtschlag.

Wenn ein sonst friedlicher Mann von einem Raubmörder angefallen wird, und er erledigt sich desselben, indem er ihn todtschlägt, dann hat er es, der gesetzlichen Ordnung gemäß, noch immer mit den Gerichten zu thun, welche den Beweis verlangen werden, daß der Erschlagene wirklich ein Raubmörder, und daß durch seinen Anfall das Leben des Todtschlägers in Gefahr gewesen sei. Dennoch ist es vor wenigen Jahren geschehen, daß ein Mann für einen verübten Todtschlag von seiner Obrigkeit nicht nur nicht zur Rechenschaft gezogen, sondern selbst noch belohnt wurde, obgleich kein Mensch im ganzen Lande dem Erschlagenen mit Sicherheit etwas Böses nachsagen konnte. Nun ja, so wird man sprechen, der Erschlagene wird sich eben selber durch unbesonnene, freche Reden, oder durch die Papiere und gestohlenen Güter, die man bei ihm fand, als ein Mordbrenner, als Kirchenräuber oder als Aufwiegler des Volks kund gegeben haben? —

Ausgefagt hat der Erschlagene nichts, und ich glaube, er hätte sein Schweigen selbst unter den Martern einer Folter nicht gebrochen; Papiere fand man keine, und überhaupt außer einer

Hand von
 einen M
 ausgegeb
 mit gute
 Kirche b
 nicht nen
 barischen
 In einer
 sonst mi
 Leser soll

In
 einem ne
 Mann h
 haltend,
 Mannes,
 konnte,
 Körper,
 ließ hier
 „Ich, G
 daß es k
 „W

sprang,
 aufgestan
 sich, un
 und die
 und erka
 Burgeis,
 sich nicht
 auf den
 schwachen
 die meist
 seiner Ka
 wußte J
 seiner Ge
 brach,
 pflegte, i
 und seine

„W
 schlag ver
 Kloster,“

Hand voll überreifer Hagebutten nichts Besonderes bei ihm; für einen Nordbrenner hätten ihn wohl selbst seine ärgsten Feinde nicht ausgegeben; Kirchenräuber war er eben so wenig, ja man darf mit gutem Grund vermuthen, daß er niemals in seinem Leben eine Kirche betreten hatte; einen Volksaufwiegler konnte man ihn auch nicht nennen. Aber, so wird man weiter fragen, in welchem barbarischen Lande der Türken oder Heiden ist dieses geschehen? In einem ganz guten, christlichen Lande, unter den Augen einer sonst mit Recht als mild gepriesenen Regierung, und der geneigte Leser soll sogleich erfahren, wo und wie sich die Sache zugetragen hat.

In ein Landgericht des Ober-Etschkreises in Tirol, trat an einem neblichten Winterabend, als schon Licht angezündet war, ein Mann hinein, mit verstörten Mienen, in der Hand eine Holzart haltend, welche, wie die Hände und das zerfetzte Gewand des Mannes, stark mit Blut besetzt war, von dem man nicht wissen konnte, ob es aus seinem eigenen, an vielen Stellen verwundeten Körper, oder aus einem fremden geflossen sei. Doch, er selber ließ hierüber keinen Zweifel, indem er mit lauter Stimme ausrief: „Ich, Herr Landrichter, und mein Ortsvorstand kann es bezeugen, daß es kein anderer gethan hat, als ich.“

„Wie!“ rief der Landrichter aus, indem er vom Stuhle aufsprang, „du hast Einen erschlagen?“ — Auch der Schreiber war aufgestanden und trat dem Manne näher, der Gerichtsdiener stellte sich, um ihm die Flucht abzuschneiden, vorsichtig zwischen diesen und die Thüre. Man betrachtete jetzt den Todtschläger genauer und erkannte in ihm einen armen Weber und Tagwerker aus Burgeis, zwischen Mals und Nauders. Wahrhaftig, wenn dieser sich nicht selbst als Mörder angegeben hätte, kein Mensch wäre auf den Gedanken gerathen, ihn für einen zu halten, denn seinen schwachen Gliedern und eingefallenen Wangen sah man nur sehr die meist sitzende Lebensart und die nahrlosen Zeiten an, und von seiner Kampflust hatte man auch niemals etwas gehört. Vielmehr wußte Jeder, der den Weber kannte, daß sich dieser, wenn in seiner Gegenwart etwa an einem öffentlichen Ort ein Streit ausbrach, sogleich auf und davon machte, weil, wie er zu sagen pflegte, ihm, wenn er streiten hörte, gar leicht die Galle überlaufe und seine Suppe ihm dann bitter schmecke.

„Wann und wo,“ fragte der Landrichter, „hast du den Todtschlag verübt?“ „Heute Nachmittag, auf dem Berge, hinter dem Kloster,“ antwortete halblaut der Weber, den die strenge Miene

und die mit starker Stimme ausgesprochene Frage des Landrichters in Schrecken setzten.

„Und nicht wahr, Herr Landrichter,“ fuhr er in bittendem Tone fort, „das Todtschlagen gilt vor Gericht eben so viel, als das Todtschießen?“ Der Landrichter, ohne sich durch die letzteren Worte des Webers irre machen zu lassen, fragte, indem der Schreiber das ganze Verhör zu Protokoll nahm, weiter: „Wo hast du den Körper des Erschlagenen liegen lassen?“ „Unten auf meinem Holzschlitten,“ antwortete ganz unbefangen der Mörder, „denn er ist so schwer, daß ihn kaum zwei Mann zur Treppe herauftragen können.“

Während der Mörder dies aus sagte, trat der zweite Gerichtsdienner herein, und fragte: „Herr Landrichter, sollen wir den Bären nicht von der Hausthüre hinweg in den Hof schieben? Es läuft gar so viel Blut von ihm heraus und beschmutzt uns das Pflaster vor der Thüre.“ Jetzt ging dem Landrichter, so wie seinem Schreiber erst das rechte Licht auf über den Todtschlag des Webers, den ein heftiger Schreck auf einmal zum Helden gemacht hatte, und aus dessen Munde, so wie aus dem Zeugniß des Ortsvorstandes und etlicher anderer Leute man nun den Hergang auf folgende Weise erfuhr:

Der Weber war hinauf gestiegen auf den Berg, um für das winterliche Bedürfniß seines kleinen Haushaltes einiges Gestrüpp von Zwergnächten zu fällen, da brach, als er mitten in der Arbeit war, ein großer Bär aus dem Gebüsch hervor.

Das Thier schien eben so erschrocken über das plötzliche Begegnen mit einem Menschen, als der Weber es war, dieser aber stand einige Augenblicke, vor Furcht erstarrt, dem aufrecht auf seinen Hinterfüßen stehenden Bären gegenüber. Doch gerade die Furcht war es auch, die seinem Arm jetzt ungewöhnliche Kräfte gab; er führte mit der Holzart einen so glücklichen Streich nach dem aufgesperrten Rachen des Thieres, daß er diesem den Unterkiefer zerschmetterte.

Nun bekam der unerschrockene Mann die Besinnung wieder und zugleich einen ungewöhnlichen Muth. Nach seiner Erzählung erkannte er erst jetzt, daß der Feind, der da vor ihm stand, ein Bär sei, und dachte sogleich an die Brämie, welche auf Erlegung eines Bären gesetzt ist. Beißen, das sah er wohl, konnte ihn das Thier mit seiner zerschmetterten Kinnlade jetzt nicht mehr, desto gefährlicher aber hätte ihm der Druck seiner Zähne werden können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, dem Bären noch einige Wun-

den an
Feind r

T

vorgeha

derte do

daß das

plötzlich

unten

sprang

an den

schwer

den Fr

da!“

einen se

Ort un

D

in Gese

strenge

menden.

ganz be

mit M

schweren

Landger

sammit

„und b

geld wi

erschosse

ein wen

an die

D

seinen l

ohne ba

so hoch

seinem!

Bären,

ein M

armen!

seines!

In dem

den an der Brust und Schulter beizubringen. Aber noch war der Feind nicht besiegt.

Der Bär warf sich zu Boden auf den Rücken und fing mit vorgehaltenen Tagen die meisten Streiche der Holzart auf oder minderte doch ihre Wirkung. Dennoch traf mancher Schlag so gut, daß das geängstigte Thier sich zur Flucht bequiemte; es wälzte sich plötzlich auf dem Schnee des jähen Bergabhanges hinab in den unten vorbeischießenden Wildbach. Der Weber eilte ihm nach und sprang muthig hinein in das kalte Wasser, welches ihm fast bis an den halben Leib ging. Während er hier den Kampf mit dem schwer verwundeten Bären fortführte, kam der Ortsvorsteher auf dem Fußsteige her, der am Wasser hinsührt. „Was machst du da!“ rief er dem Weber zu, „wie willst du es im Stande sein, einen solchen Bären zu erlegen; laß ab, ich laufe hinein in den Ort und rufe eilthge Scharfschützen.

Dem Weber wurde es jetzt bang um seine Prämie, welche in Gefahr stand, eine Beute der Scharfschützen zu werden; er strengte seine letzten Kräfte an, und es gelang ihm, dem schwimmenden Thiere einen Schlag auf die Stirn zu versetzen, der dasselbe ganz betäubte. Er zog es jetzt aus dem Wasser heraus, wälzte es mit Mühe auf seinen Schlitten, band es da fest und fuhr mit der schweren Last, so schnell als möglich, auf der Straße nach dem Landgericht hinab. Unterwegs begegneten ihm die Scharfschützen sammt dem Ortsvorstand. „Sei kein Narr,“ sagte einer der ersteren, „und bilde dir eine Prämie ein. Es heißt ausdrücklich, Schutzgeld wird für einen Bären bezahlt, du aber hast den deinigen nicht erschossen, sondern todtgeschlagen. — Der Bär schien sich jetzt wieder ein wenig zu regen, einer der Scharfschützen schoß ihn, ohne sich an die Protestation des Webers zu kehren, durch den Kopf.

Der Weber aber, als die Männer ihn verlassen hatten, setzte seinen Weg nach dem Landgericht so eilig als möglich fort, nicht ohne bange Besorgniß, ob man ihm seinen Todtschlag wohl eben so hoch anrechnen würde, als einen Todtschuß. Ihn geichah nach seinem Wunsche, es wurde ihm, als dem eigentlichen Erleger des Bären, die ganze Prämie ausgezahlt, und zwar, weil das Thier ein Maß (Männchen) war, 35 Kaisergulden, was für den armen Weber, der im Kampfe manche Wunde von den Klauen seines Gegners empfangen hatte, ein wohlverdienter Schatz war. In dem Magen des erlegten Thieres fand man nur einige Hage-

butten der Gebirgskroße, ein Futter, daß dem armen Maß freilich
nicht viel Kraft zum Kampfe hatte geben können.

G. G. von Schubert.

Der schlimme Fund.

Zwei Freunde gingen über Feld;
Ein Pudel war dabei,
Sein Herr beschwor, daß in der Welt
Kein Thier so pffiffig sei.

D'rauf warf er in ein Waldgesträuch
Ein blankes Thalerstück,
Und ging sammt Freund und Hund, sogleich
Zur nahen Stadt zurück.

Dert rief er plötzlich: Auf, geschwind!
Such, such, was ich verlor!
Der Pudel stürmte, wie der Wind,
Die Stadt entlang vor's Thor.

Die Ohren flogen flügelhaft,
Und bald war er im Hain;
Doch traf hier auf der Wanderschaft
Ein Schneider früher ein.

Er hatte, hingestreckt auf's Moos,
Des Silbers Glanz entdeckt,
Und preisend sein glücklich Loos,
Den Fund schnell eingesteckt.

Nun kam der Bote keuchend an,
Und ihm verrieth alsbald
Sein wunderfeines Niechorgan
Des Thalers Aufenthalt.

Ein dummer Köther hätte wild
Den Finder angebellt,
Er dachte aber schlau: jetzt gilt
Verstellung in der Welt.

Mag freilich
Hubert.

Er höfelt' ihm mit manchem Sprung,
Als wären sie bekannt,
Und küßte wie zur Huldigung,
Scheinärztlich ihm die Hand.

O, bin ich nicht ein Glücksgenosß!
Welch schöner, neuer Hund!
So rief der Bursch, und streichelnd schloß
Er froh den Freundschaftsbund.

Sie gingen, als die Sonne wich,
Selbender nach der Stadt,
Und aßen in der Herberg' sich
Von einem Teller satt.

Dann legte sich der Wandersmann
Mit Sicherheit auf's Ohr,
Denn rüstig stand sein Jonathan
Der Kleiderwache vor.

Doch ruhte des Vertrauens Bau
Hier, leider! nur auf Sand.
Der Wächter stahl bei'm Morgengrau
Des Schlafers Beingewand.

Er bracht' im Fluge seinem Herrn
Den diebischen Gewinn.
Schlecht war die Hülfe, gut der Kern:
Der Thaler steckte drin. —

Vom Lager fuhr mit Schreck und Wuth
Das Schneiderlein jetzt auf,
Und ließ um das geraubte Gut
Den Thränen ihren Lauf.

„Ha! rief er, dieser Streich ist neu!
Ich Gimpel muß gestehn,
Ich sah bisher die Gleisnerrei
Nur auf zwei Füßen gehn.“

Doch dieser schwarze Unglückstag
Prägt mir die Wahrheit ein:
Der Schmeichler ist ein Schalk, er mag
Zwei- oder Vierfuß sein.“

Die Hausratte.

Die Hausratte, die am Oberleibe schwarzgrau, unten dunkel-
 aschgrau aussieht und ein glänzendes, dicht anliegendes Haar von
 gleicher Länge hat, ist 7 Zoll lang und der Schwanz noch um
 einige Linien länger. Sie unterscheidet sich von der Hausmaus
 durch ihre Größe und durch den stumpfen Nagel, womit der
 Daumenansatz an den Vorderfüßen besetzt ist. Der Kopf ist lang
 und eisförmig, die Nase etwas erhaben, die Schnauze spizig, die
 Zunge lang und platt. Am Munde stehen lange rückwärtsgekehrte
 Barthaare, die den Kopf an Länge übertreffen. Die großen schwar-
 zen Augen, die sich den Ohren mehr nähern als der Nasenspitze,
 liegen hervor, und jedes ist mit einer kurzen und einer langen
 Borste besetzt. Die eirunden, vorstehenden, fast kahlen Ohren
 haben die halbe Kopflänge, und von dem fast kopfdicken Halse
 wird der Leib bis zum Schwanz immer breiter. Dieser, der dem
 sonst nicht übel gestalteten Thiere das unangenehme Aeußere
 gibt, hat viele durch kleine Schuppen gebildete Ringe, zwischen
 denen kurze steife Haare hervor treten. Die Pfoten sind weiß und
 nackt. Es gibt auch ganz weiße, kohlschwarze, aschgrau und weiß
 gefleckte Ratten. Sie sind durchaus wild, unverschämt, tobend,
 dreist, frech, zornig, heißig, ja muthig springen sie den Menschen,
 in die Enge getrieben, nach Händen und Gesicht, ihn gefährlich
 verwundend, wohnen in den ekelhaftesten Böchern, in Kloaken und
 Abtritten, rasen vom Keller bis zum Dachboden, dringen auf
 Schiffe wie in die tiefsten Schächte, und jagen Tag und Nacht in
 allem Unflath umher. Sie fressen Alles, das Ekelhafteste wie das
 Beste, richten oft beträchtlichen Schaden an jungen Hühnern, Gän-
 sen, Tauben und andern Geflügel an, können einen halben Korn-
 boden in kurzer Zeit leeren und fressen oft einander selber auf.
 Dagegen sollen, nun auch etwas Nüchternes von ihnen zu erzäh-
 len, wie man bemerkt haben will, die jüngeren die alten versorgen,
 warten und pflegen. Eines Morgens, erzählt Joseph Purdew,
 ein wahrheitsliebender, scharfsichtiger Beobachter, beschäftigte ich mich
 im Bette mit Lesen und hörte auf einmal ein Geräusch, dergleichen
 die Ratten zwischen einer Doppelwand, die sie durchnagen wollen,
 zu machen pflegen. Es ließ einige Minuten nach, fing aber bald
 darauf von Neuem an. Ich befand mich nur zwei Fuß weit von
 dem hölzernen Verschlage und gab auf Alles genau Acht. Nach
 kurzem kam eine Ratte aus einem Loch hervor und sah sich in
 aller Stille im Zimmer um. Sie verschwand darauf, brachte aber

nach et
 aus, di
 tief dar
 auf den
 herabge
 gelassen
 aufmerk
 die bei
 gebracht
 in's B
 um die
 sich, si
 bis die
 E
 sam zu
 von Li
 einheim
 hat sich
 Inseln
 den zu
 Mittel
 Gehalt
 Auf de
 tenköp
 2
 und u
 Napol
 Hut e
 Gefess
 werden
 hat si
 den bi
 ihres l
 und s
 zwisch
 Scheu
 in Al
 im F
 ander
 Der s

nach etlichen Minuten eine größere und älter scheinende Ratte heraus, die sie bei dem Ohre führte. Sie ließ sie am Boche zurück, lief dann mit einer andern, noch jüngern, die nachgekommen war, auf dem Fußboden umher, sammelte die von der letzten Mahlzeit herabgefallenen Brocken auf und brachte sie der am Boche zurückgelassenen. Diesen Auftritt, der mich in Erstaunen setzte, immer aufmerkamer beobachtend, ward ich gewahr, daß die Ratte, der die beiden andern die Speise zutrug, blind war und das ihr Zugbrachte bloß durch's Fühlen fand. Während dessen trat Jemand in's Zimmer. Die beiden jungen fingen sogleich zu schreien an, um die ältere vor der nahen Gefahr zu warnen; allein sie wollten sich, so sehr sie auch in Angst waren, doch nicht eher retten, als bis diese in Sicherheit wäre.

Sie zogen sich an ihrer Seite zurück und schienen ihr gleichsam zur Bedeckung zu dienen. Die Ratte, die nach der Meinung von Linné, Wallas und Luzian Bonaparte, ursprünglich in Amerika einheimisch ist und später durch Schiffe nach Europa gebracht wurden, hat sich gegenwärtig über den ganzen Erdball, selbst über alle Inseln der Südsee verbreitet. Auf Jamaica, wo sie mehr als den zwanzigsten Theil des Zuckerertrags verzehret, ist sie trotz aller Mittel nicht auszurotten, ja selbst die mehrmals aus Europa mit Gehalt verschriebenen Rattenfänger haben keine Abhülfe gebracht. Auf den Antillen müssen die Neger jeden Abend eine Anzahl Rattenköpfe einliefern.

Auf den Südseeinseln nehmen sie den Seereisenden, dreist und unverschämt, die Speisen beim Essen vom Teller weg. Als Napoleon, den sie auf Helena nicht wenig plagten, einst seinen Hut aufsetzen wollte, schlüpfte eine große Ratte daraus hervor. Gefesselte Menschen in Gefängnissen, die sich nicht helfen können, werden oft fürchterlich von ihnen zugerichtet. In Deutschland hat sie die Wanderratte schon sehr verdrängt und in vielen Gegenden bereits ganz vertilgt.

Gleich der Hausmaus, klettert auch die Ratte mittelst ihres langen Schwanzes vortreflich, macht gleich jener weite Sprünge und schwimmt gut. Ihre Wohnung schlägt sie in den Mauern zwischen den Lehm- und Holzwänden der Häuser, Ställe und Scheunen, unter den Dielen der Fruchtböden, in alten Dachrinnen, in Abtritten, in verfallenen Gebäuden u. c., aber bei uns nur selten im Freien in hohlen Bäumen auf. Von einem Gebäude zum andern, Gänge anlegend, zieht sie oft in Straßen hin und her. Der Mannigfaltigkeit ihrer Nahrungsmittel ist bereits gedacht wor-

den. Im Winter leckt sie Schnee; aber im Sommer treibt brennender Durst die hitzigen Thiere oft herdenweis nach dem Wasser, worin sie sich auch baden. Milch ist ihnen ein willkommenere Trank. Gewöhnlich gehen sie ihrer Nahrung bei Nacht nach; an Stellen, wo sie keine Rage zu fürchten haben, wohl auch am hellen Tage, und bisweilen, dreist genug, in Gegenwart des Menschen.

Sie haben eine heilschreiende Stimme, die man bei ihren gesellschaftlichen Spielen und zur Paarungszeit häufig hört, und erreichen ein Alter von acht Jahren. Ihre Vermehrung ist außerordentlich stark. Das Weibchen, welches sich durch eine spitzigere Schnauze, einen kürzeren Schwanz, aber breiteren Leib und zehn Saugwarzen vom Männchen unterscheidet, bekommt jährlich wenigstens dreimal vier bis acht nackte Junge, die zehn Tage blind bleiben und gar häßlich sind. Es trägt beinahe vier Wochen und hat für die Jungen, die es auf einem von Stroh, Heu und andern weichen Stoffen verfertigten Lager in einem verborgenen Winkel heckt, die zärtlichste Liebe, so daß es sie selbst gegen die Rage mit Lebensgefahr vertheidigt. Im Alter erblinden die Ratten häufig; auch werden sie von vielen Eingeweidewürmern geplagt. Ihre größten Feinde aber sind Ragen und Wiesel. Desungeachtet nehmen sie oft so überhand, daß sie mit Gift und durch Fallen vertilgt werden müssen. In letztere gehen sie nur ungen. In dessen hat ein in Butter oder Gänsefett gebratenes Stück Haring, worauf etwas Hanf gestreut wird, ein Stückchen über's Licht gehaltener Speck, in Butter oder Speck gebratenes Brod sehr viel Anziehendes für sie. Statt des für Menschen und Vieh leicht gefährlichen Arseniks sind auch bei der Vertilgung der Ratten gepulverte Krähenaugen oder weiße Nießwurz unschädlicher anzuwenden. Man streut diese Mittel auf ein Stück Speck, worüber man dann Mehl, Honig, gehackte Nüsse oder Mohn thut, und nagelt es auf ein Brett oder auf den Boden fest. In Bottasche abgekochte Wallnußkerne sollen ihnen gleichfalls tödlich sein. Sind viele Ratten vorhanden, so muß in Fallen und Gift abgewechselt werden. Von ersteren hat man sowohl hölzerne, als eiserne. Als sehr zweckmäßig wird folgende gerühmt. Man slicht aus Draht eine Halbkugel so dicht, daß keine Maus heraus kann. Der Boden, der auch aus Draht sein kann, hat etwas über einen Fuß, und wo die Zahl der Ratten sehr groß ist, auch wohl zwei Fuß im Durchmesser. In diese hohle Halbkugel gehen mehrere Löcher, die so groß sind, daß die größte Ratte bequem hinein kann. Links und rechts ist eine aus Draht geflochtene, nach innen

gehende
licher
innen
fällt.
den De
sie kam
ersäuft
wird,
von H
W
lebendig
Wagen
Ekel a
alle ih
dort he
wenige
Jamai
fahrere
rettet.
Aleidu
anricht
schädlic
Geld
haben.
dem ff
tig pf
der Ki
Menge
der B
Kurzer
ihrer
geriet
Kinder
verrät
es gie
trieben
die M
gestell
des ff
than.
im M

treibt brenn-
 em Wasser,
 illkommener
 nach; an
 h am hellen
 s Menschen
 i bei ihren
 hört, und
 g ist außer-
 ine spizigere
 is und zehn
 rlich wenig-
 Tage blind
 Wochen und
 deu und an-
 rgenen Wins
 en die Kage
 die Ratten
 ern geplagt.
 defungeachtet
 durch Fallen
 dern. In-
 tück Haring,
 s Licht ge-
 od sehr viel
 eh leicht ge-
 tatten gepul-
 anzuwenden.
 erüber man
 thut, und
 In Bott-
 tödtlich sein.
 Gift abge-
 , als eiserne.
 ht aus Draht
 kann. Der
 s über einen
 h wohl zwei
 eben mehrere
 quem hinein
 , nach innen

gehende, etwa drei Zoll lange Wand, und oben ein leicht beweglicher Falldeckel, der vorn über den Eingang befestigt ist und nach innen zwischen den beiden genannten Seitenwänden schief niedersfällt. In dieser Lage bleibt er, bis eine Ratte von außen kommt, den Deckel hebt und hineingeht; er fällt sogleich hinter ihr nieder, sie kann nicht zurück, aber es können immer neue hinein. Dann ersäuft man die Gefangenen, indem die Falle unter Wasser gesenkt wird, oder man läßt sie in einer geschlossenen Kammer heraus und von Hunden erlegen.

Man kann auch eßliche der auf diese oder auf eine andere Art lebendig gefangenen Ratten in mit allem Fischthran verdünnter Wagentheer tauchen und dann laufen lassen. Vor Wuth und Ekel an diesem ihnen unausstehlichen Gestanke, jagen sie durch alle ihre Gänge und Kanäle und vertreiben oder erschrecken alle dort hausenden. Außer einigen Raubthieren dienen die Ratten nur wenigen Völkern, z. B. den Südseeländern, den Bewohnern von Jamaika und Martinique u. zur Nahrung; doch haben sie Seefahrer und in Festungen Belagerte schon oft vom Hungertode gerettet. Den Schaden, den sie an Getreidearten, Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken u. durch Fressen, Wegschleppen und Zernagen anrichten, ist höchst beträchtlich und verweist sie unter die durchaus schädlichen Thiere. Auch sind viele Beispiele da, daß sie Ringe, Geld und andere glänzende Dinge, wie die Maus, weggetragen haben. In Irland erwiesen sich die Ratten sehr nachtheilig, indem sie fast alle Frösche vertilgten, welche die Einwohner sorgfältig pflanzten, um die Felder gegen Insekten zu schützen. Einer der Könige Neapels hielt sich auf der Insel Prozeda eine große Menge Fasanen und Rebhühner. Um sie sicher zu erhalten, wurde der Befehl gegeben, alle Kagen abzuschaffen. Dies geschah. Nach kurzem nahmen die Ratten so überhand, daß die ganze Insel trotz ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit in die größte Hungersnoth gerieth. Nichts blieb vor den gefräßigen Thieren verschont; die Kinder in den Wiegen, die Leichen auf der Schrage, die Getreidevorräthe, die Speisen, kurz alles, was sie antrafen, fielen sie an, es gierig auffressend, so daß ein neuer königlicher Befehl die vertriebenen Kagen zurückrufen mußte. In Nordhausen hatten sich die Ratten einst so vermehrt, daß ein eigener Bußtag deshalb angeordnet ward, und in Autun in Frankreich wurden sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vom Bischof förmlich in Bann gethan. Der etwa fünfzig Jahren setzte der Postmeister zu Stargard im Mecklenburgischen, wenn er geessen hatte, jedesmal eine große

Schüssel Suppe auf die Dielen und pffiff. Sogleich trat ein Bullenbeißer, eine schöne angorische Kage, ein alter Rabe und eine sehr große Ratte mit einer Schelle um den Hals in die Stube. Alle vier gingen zur Schüssel und fraßen, ohne einander zu stören, friedlich daraus. Hierauf legten sich der Hund, die Kage und die Ratte an den Ofen, während der Rabe in der Stube auf- und abspazierte. Dann erzählte der Postmeister den Fremden, die Ratte sei das nützlichste unter den vier Thieren, denn sie habe das Haus durch das Geklingel, welches sie mache, gänzlich von den Mäusen und Ratten gereinigt, die vorher in großer Menge darin gewesen. Daß sich die Ratten sowohl jung, als alt zähmen lassen und mancherlei Kunststückchen lernen, beweisen mehrere Beispiele. Bonnet in seiner Geschichte der Musik erzählt, daß er auf dem Markt St. Germain, Ratten nach dem Takte der Musik auf Seilen tanzen gesehen habe, die, wie Seiltänzer, kleine Balancirstangen in den Vorderpfoten gehalten hätten. Eine andere Truppe von acht Ratten habe ein Ballet nach der Violine getanzt und zwar so richtig, wie irgend ein Tanzmeister. Als Crebillon, ein berühmter französischer Schriftsteller, seines Romanes Tazari wegen in's Gefängniß nach Vincennes geschickt wurde, weckte ihn gleich in der ersten Nacht etwas Warmes auf, das er an sich fühlte; es war ein haariges Ding, das er für eine Kage hielt, er warf es hinaus und schlief bald wieder ein. Am andern Morgen suchte er allenthalben nach der Kage, denn er hatte die Thiere gern, und versprach sich von ihr viel Unterhaltung in der Einsamkeit. Er fand nichts. Mittags aber, da er speiste, sah er plötzlich auf der andern Seite des Tisches ein Thier sitzen, das er, bei der Dunkelheit des Kerkers, für sein Kästgen hielt und schmeichelnd an sich lockte. Es kam, aber bald ward er gewahr, daß es eine ungeheure Ratte war. Bei seinem natürlichen Abscheu vor diesen langgeschwänzten Thieren, schrie er laut auf. Da trat ein Gefängnißwärter, der zufällig in der Nähe gewesen war, herein und fragte den blaffen, zitternden Dichter, was vorgefallen sei. Als er die Sache erzählte, brach er in ein schallendes Gelächter aus, und erzählte, daß ein früherer Gefangener die Ratte aufgezogen und ganz zahm gemacht hätte. Nach Beendigung rief er laut: Naton! Naton! Komm her, mein Thierchen! Da guckte Naton erst schüchtern aus seinem Loch hervor, sprang, da er seinen Freund erkannte, ihm auf den Arm und ließ sich die ihm dargereichten Drosamen köstlich schmecken. Von diesem Augenblick an überwand Crebillon den Abscheu, den er hatte, und gewann das Thier so lieb, daß

er es na
wenn es
sen wir
ten Rat
Dsterlan
lung un
abgebilde
wie verfi
etwas ve
vermauer
ren gefu
sogar ei
entsicht
in einem
krümmte
ander hä
einem V
von mel
Anzahl
kann,
denn M
pflegen

Ich hab
In Th
Du
Die

In die
In die
In
Dr

Und fre
Ein S
Hal
Do

) Pr

Ich trat ein
 abe und eine
 die Stube.
 er zu stören,
 age und die
 us- und ab-
 die Ratte
 e das Haus
 den Mäusen
 ein gewesen.
 lassen und
 viele. Von-
 dem Markt
 auf Seilen
 lancirungen
 Truppe von
 gt und zwar
 n, ein be-
 anzar wegen
 e ihn gleich
 h fühlte; es
 er warf es
 gen suchte er
 gern, und
 samkeit. Er
 zlich auf der
 der Dunkel-
 gelnd an sich
 s eine unge-
 : diesen lang-
 Gefängniß-
 n und fragte
 Als er die
 us, und er-
 gen und ganz
 Naton! Na-
 rst schüchtern
 und erkannte,
 en Brosamen
 und Crebison
 so lieb, daß

er es nach seiner Befreiung mit nach Paris genommen haben würde, wenn es nicht der Wärter hätte behalten wollen. — Endlich müßten wir noch einer sehr merkwürdigen Erscheinung, des sogenannten Rattenkönigs, gedenken. Die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg bewahrt einen solchen in ihrer Sammlung unter einem Glaskasten auf, der auch sehr schön in Steindruck abgebildet ist. Er besteht aus 27 Ratten, deren Schwänze dicht wie verfilzter Zwirn in einander verbunden sind, und ward, zwar etwas verwest und vertrocknet, aber noch ganz vollständig, in einem vermauerten Kamin zu Buchheim bei Eisenberg, vor wenigen Jahren gefunden. Auch anderwärts hat man Rattenkönige gefunden, sogar einen, an welchem noch mehrere Ratten lebendig waren. Er entsteht wahrscheinlich dadurch, daß die jungen Ratten, wenn sie in einem engen Boche recht dicht beisammen sitzen, ihre etwas gekrümmten, klebrigen Schwänzchen, nach der Mitte hin, in einander häkeln. Diese verwickeln sich dann und wachsen bald, gleich einem Weichselzöpfe, unauslösllich zusammen. Daß der Altenburger von mehr als einem Burse herrühren müsse, geht aus der großen Anzahl hervor. Da ein solcher Rattenkönig sich selbst nicht helfen kann, so wird ihm die Nahrung von den Alten zugebracht, wie denn Ratten und Mäuse ihre Jungen überhaupt sehr treulich pflegen und lieben.

Die Königskrone.

Ich hab' in fremden Landen wohl manche Stadt gesehn,
 In Thälern und auf Höhen, gar freundlich, groß und schön.
 Du stehst mir hoch vor allen, du heimathliche Stadt,
 Die nie in Noth gezittert und nie gewanket hat!

In die hat sich gesammelt echt deutsches Volk's Kraft,
 In dir geblickt, gezündet der Geist der Wissenschaft.
 In dir hat stets gewaltet ein treuer, freier Sinn:
 Drum klingt dein hoher Name weit über die Lande hin.

Und frei aus deiner Mitte schaut nach Pregel's *) Bluth
 Ein Schloß mit seinen Zinnen und königlichem Muth.
 Hab' manches Schloß durchwandert im Thal und auf den Höh'n,
 Doch glänzt mir kein's so heilig und keines glänzt so schön.

*) Pregel = Pregel = Fluss.

Das Schloß hat weit verbreitet erhab'nen Glanz und Ruhm,
 D'rin waltete vor Zeiten ein frommes Ritterthum.
 Und einen Schatz bewahrt es im Geiste fort und fort,
 Und in dem Schatze ruhet des Landes sich'rer Hort.

Es ist die Königskrone des ersten Friederich;
 Ja, Fürst und Volk erheben, durch sie zum Ruhme sich.
 Zwei Sterne strahlen herrlich in ihrem lichten Gold:
 Volkslieb' und Fürstentreue, so stark, so schön, so hold!

Da will's mir wohl gefallen im kühlen Ostseeland,
 Wo Fürst und Volk sich lieben, wo Treue sie verband,
 Wo Fürsten weise walten, daß Alles wohl gedeiht,
 Wo kühn das Volk vertrauet in guter und böser Zeit.

Und diese Königskrone glänzt hell im Zeitenlauf,
 Und jeder Zollern setzt sie mit edlem Stolz sich auf;
 Und treu und laut begrüßt sie ein jegliches Geschlecht,
 Die zeugt von Fürstentreue, von Freiheit und von Recht.

D'rum strahl' o Königskrone, bis in die fernste Zeit
 Auf edlem Haupt der Zollern, dem Völkerglück geweiht!
 Und leuchte hold und freundlich dem lieben Vaterland,
 Und sende deine Flammen kühn bis zum fernsten Strand!

Es kommen frohe Zeiten, es kommt manch' bitt'res Leid,
 Es segnet stiller Friede, es donnert Kampf und Streit:
 Halt fest an deiner Krone, o König! und wanke nicht,
 Schau' treu, o Volk! und muthig nach ihr voll Zuversicht.

Du stehe hoch vor allen, du königliche Stadt,
 Die nie in Noth gezittert und nie gewanket hat!
 Im König und im Volke Ein Geist, Ein Herz, Ein
 Sinn:
 So klingt dein Ruhm, mein Preußen, weit über die Lande hin.

Ruhm,
fort,
et.
sich.
ld:
o hold!
nd,
ht,
Zeit.
uf;
glecht,
von Recht.
t
icht!
erland,
n Strand!
Leib,
reit:
le nicht,
u Zuversicht.
Herz, Ein
Sinn:
die Lande hin.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF



Das verrufene Schloss.

Treue im
Die Krön
Schwerin
Der Raff
Kaiser V
in Xi
Lukas R
Der Sta
Der Kuh
Der Lan
Androsku

Deutscher
Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder

von

P. J. Beumer.

Neue Folge.

II. Jahrgang.

Zweite Abtheilung.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Treue im Kleinen	187	Der treue Diener, oder: der gerade	
Die Krönung Friedrich's I. v. Preußen	188	Weg ist der beste	219
Schwerin, Zietzen und der alte Frik	191	Die Haus-Hühner	226
Der Kaffee	197	Die Tiroler	229
Kaiser Max auf der Martinswand		Das verurtheilte Schloß	232
in Tirol	199	Die Reise auf den Brocken	236
Lukas Kranach der ältere	204	Nadir	238
Der Staat von Segringen	205	Ein Cactuswald auf der Insel Bo-	
Der Kukuk	207	naire (Buen-Ayre) bei Curacao	243
Der Landwirth	210	Die arme Frau und der Mönch	246
Androklus	214	Räthsel	247
		Rechenaufgabe	248

Mit vier Steinzeichnungen.

Wesel,

Druck und Verlag von A. Bagel.

1852



Handbuch d. Jugend

D. Lit. 1731.

25

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

„Du
Biel
Gottes
einge
meine
Guch
das S
Mitgli
das ve
fleißig

171	172	173	174	175	176	177	178	179	180
181	182	183	184	185	186	187	188	189	190
191	192	193	194	195	196	197	198	199	200
201	202	203	204	205	206	207	208	209	210
211	212	213	214	215	216	217	218	219	220
221	222	223	224	225	226	227	228	229	230
231	232	233	234	235	236	237	238	239	240
241	242	243	244	245	246	247	248	249	250
251	252	253	254	255	256	257	258	259	260
261	262	263	264	265	266	267	268	269	270
271	272	273	274	275	276	277	278	279	280
281	282	283	284	285	286	287	288	289	290
291	292	293	294	295	296	297	298	299	300
301	302	303	304	305	306	307	308	309	310
311	312	313	314	315	316	317	318	319	320
321	322	323	324	325	326	327	328	329	330
331	332	333	334	335	336	337	338	339	340
341	342	343	344	345	346	347	348	349	350
351	352	353	354	355	356	357	358	359	360
361	362	363	364	365	366	367	368	369	370
371	372	373	374	375	376	377	378	379	380
381	382	383	384	385	386	387	388	389	390
391	392	393	394	395	396	397	398	399	400
401	402	403	404	405	406	407	408	409	410
411	412	413	414	415	416	417	418	419	420
421	422	423	424	425	426	427	428	429	430
431	432	433	434	435	436	437	438	439	440
441	442	443	444	445	446	447	448	449	450
451	452	453	454	455	456	457	458	459	460
461	462	463	464	465	466	467	468	469	470
471	472	473	474	475	476	477	478	479	480
481	482	483	484	485	486	487	488	489	490
491	492	493	494	495	496	497	498	499	500

10. 1528.

Sug.

Treue im Kleinen.

1. Unser Heiland sogt im Gleichniß von dem treuen Knecht:
„Du bist treu gewesen im Kleinen; ich will dich über
Viel segnen. Und als eine arme Wittwe ein Scherlein in den
Gotteskasten warf, sprach der Menschenfreund: Sie hat mehr
eingelegt, als die Andern alle. Das sind Worte,
meine kleinen Freunde, aus denen Ihr auch lernen könnt. Auch
Ihr ist vom Vater aller Menschen Euer Tagewerk angewiesen,
das Jeder zu vollenden hat. Ihr werdet nur dann einst nützliche
Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden, wenn Ihr treu
das vollbringet, was Ihr zu thun schuldig seid. Damit Ihr Euch
fleißig daran erinnert, will ich etwas von dem Bächlein erzählen.

Die Bäche sahen auf den Höh'n
Der Flüsse schöne Schiffe geh'n.
„Ach!“ — sprachen sie — „wir sind so klein,
„In uns geht nie ein Fahrzeug ein!
„Und doch wir möchten gern auch fahren
„Mit unsern Wassern Gut und Waaren;
„Wie fangen wir es denn wohl an,
„Daß man uns auch gebraucht kann?“
So sagten sie und dachten nach,
Bis einer zu den andern sprach:
„Laßt uns doch geh'n mit schnellen Schritten,
„Und jene großen Flüsse bitten,
„Daß sie stets mit in ihren Lauf
„Auch unsre Wasser nehmen auf.
„Dann helfen wir ihr Wesen mehrern
„Und bringen sie und uns zu Ehren!“
Das war ein Rath nach aller Sinn!
Man eilte zu den Flüssen hin,
Die Flüsse wurden sehr erfreut,
Und zeigten sich sofort bereit,
Mit allen Bächen, auch den kleinen,
In wahrer Liebe sich zu einen. —
So ist's nun allgemein geschehen,
Man darf nur neben Flüssen gehen,

Da sieht man Bäch' und Bächlein fließen,
 Und in die Flüsse sich ergießen;
 Die helfen sie zu Strömen mehren
 Und bringen sie zu großen Ehren,
 Sie selber aber hüpfen munter
 Mit ihren klaren Wassern d'runter,
 Sie dürfen ja nur' insgemein
 Auch Träger schöner Schiffe sein.

Dies lehrt, wie selbst der ärmste Mann
 Für edle Zwecke wirken kann.
 Wär' auch der Beitrag oft sehr klein,
 Wenn Alle wirkten im Verein,
 So könnte bald weithin auf Erden
 Das Gottesreich verbreitet werden.

Die Krönung Friedrich's I. von Preußen.

Der achtzehnte Januar des Jahres 1701 war für Preußen ein wichtiger Tag, denn es wurde an diesem Tage durch die Krönung des Churfürsten von Brandenburg Friedrich's III. zu einem Könige erhoben. Friedrich hatte schon lange diesen Wunsch gehegt, allein der deutsche Kaiser hatte bisher seine Einwilligung nicht dazu ertheilen wollen. Endlich, im Monat November 1700 kam ein Vertrag zu Stande, wonach der Kaiser seine Einwilligung zur Krönung gab.

Bereits am 11. Nov. erließ der Churfürst ein Schreiben an die sämtlichen europäischen Höfe, in welchem er sie benachrichtigte: „daß er den Titel eines Königs in Preußen annehmen werde, indem dieses zuvörderst eine an sich völlig zulässige, durch Gründe und Beispiele überflüssig gerechtfertigte Sache sei und ferner durch solche Erhebung keinem in der Welt das Geringste entzogen würde. Er hege deshalb zu den sämtlichen Mächten in Europa, sonderlich zu den Churfürsten, Fürsten und Ständen des deutschen Reichs das ungezweifelte Vertrauen, dieselben würden aus bloßer Mißgunst und Neid einem, an sich so unschuldigen Werke, sich nicht widersetzen, noch wegen des Namens und des Außerlichen von einer Sache, die Sr. Chur-Durchlaucht bereits vorlängst gehabt und ihr kein Mensch in der Welt mit Fug streitig machen könne,

Schw
 fähig
 anerke
 onder

der G
 zweier
 Schw
 schaffu
 Vorsp
 Winte
 in der
 und I
 die G
 daß W
 rock
 Wage
 zweiter
 dritten
 Zwölft
 welche
 den ei
 Die K
 vor d
 orden
 auf d
 von i
 wurde

Nachd
 Audie
 noch
 Hand
 volles
 holte
 Knic

nach
 war.
 der ve
 mit G

Schwierigkeit erregen, welche darunter erzeugte Gunst und Willfährigkeit dieselben in dergleichen und andern Fällen dankbarlich anerkennen würden; doch wolle er nichts aus Schuldigkeit fordern, sondern alles auf eines Jeden Billigkeit ankommen lassen.“

Ohne die Erwiderung auf diese Zuschrift abzuwarten, brach der Churfürst in Begleitung seiner Gemahlin, des Kronprinzen, zweier seiner Brüder, drei Compagnien Leibgarde, 100 Mann Schweizergarde und mit einem unzähligen Gefolge, zu dessen Fortschaffung außer den Pferden des königlichen Marstalles 30,000 Vorspannpferde nöthig waren, nach Königsberg, bei strengem Winterwetter, auf. Der Zug war in vier Abtheilungen getheilt; in der ersten, aus mehr als 200 Staatskarossen, Kutschen, Küchen- und Küswagen bestehend, befand sich der König, die Königin und die Hofchargen. Das Hofceremoniell wurde so streng beobachtet, daß Markgraf Albrecht, der Bruder des Churfürsten, in Sammetrock und mit gepudertes Vockenprücke auf dem Kutscherbocke des Wagens des Churfürsten seinen Sitz angewiesen erhielt. In der zweiten Abtheilung befanden sich der Kronprinz mit Gefolge, in der dritten der Hofstaat, in der vierten die Leibtrabanten und Garden. Zwölf Tage brachte man auf dieser beschwerlichen Winterreise zu, welche einen lebhaften Contrast gegen jenen Winterfeldzug bildet, den einst der große Churfürst in derselben Richtung unternahm. Die Krönungsfeier wurde auf den 18. Januar festgesetzt. Am Tage vor der Krönung, den 17. Januar, wurde der schwarze Adlersorden gestiftet, mit welchem zuerst der Churfürst sich selbst und hierauf den Kronprinzen und siebenzehn Ritter bekleidete. Auch der, von ihm als ein Knabenspiel gestiftete Orden de la générosité, wurde erneuert.

Die Krönungsfeierlichkeit wurde mit großer Pracht begangen. Nachdem Friedrich am Morgen des 18. Januar's in dem großen Audienzsaale die Krone, welche er weder einer andern geistlichen noch weltlichen Macht zu verdanken haben wollte, mit eigener Hand sich auf das Haupt gesetzt und das Scepter — ein bedeutungsvolles Geschenk des russischen Czar's — in die Hand genommen, holte er die Königin ab, welcher er, da sie sich vor ihm auf die Kniee niederließ, die Krone aufsetzte.

Von dem Schlosse begab sich der Zug über den Schloßplatz nach der Schloßkirche, wohin der Weg mit scharlach Tuch belegt war. Der König ging unter einem karmoisin sammetnen Himmel, der von 10 Hofchargen getragen wurde. Er selbst trug ein reich mit Gold gesticktes Purpurkleid von Sammet mit Knöpfen von

Diamanten, von denen jeder 3000 Dukaten kostete; über dem Kleide trug er den mit Kronen und Adlern gestickten Purpurmantel mit Hermelin besetzt, in dessen Agraffe sich drei Diamanten befanden, deren Werth 100,000 Thaler betrug. Das Scepter war von Gold und Silber mit Brillanten besetzt, an der Spitze mit zwei Rubinen von seltener Größe, darüber ein goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Das Haupt des Königs bedeckte die, in vielen hundert Becken herabfallende Perücke, und auf ihr ruhte die goldene Krone, deren Bügel mit Diamanten von großem Werthe besetzt waren. Der Schmuck der Königin übertraf den ihres Gemahls nach an Werth, alle Nähte ihres Kleides waren mit Diamanten bedeckt, die Juwelen ihrer Krone und ihres Geschmeides wurden auf drei Millionen geschätzt. Dem Könige voranzogen Herolde, Pauker, Trompeter und Marschälle, die Landes-Collegia, die Universität, die Stände, die Reichsinsignien: das Reichsriegel, von dem Canzler, der Reichsapfel, von dem Landeshofmeister, das Reichsschwert, von dem Oberbuggrafen getragen; zunächst vor dem Könige der Kronprinz. Zwei evangelische Bischöfe, Dr. Bernhard von Sanden, lutherischer Oberhofprediger und Benjamin Ursinus von Bär, reformirter Oberhofprediger, beide für diese Ceremonie geadelt und zu Bischöfen ernannt, empfingen den König am Eingange in die Schloßkirche und nach vorausgegangener Liturgie salbten sie ihn und seine Gemahlin auf Puls und Stirne vor dem Altare mit geweihtem Oele.

Um in keinem Stücke hinter einer Kaiserkrönung in Frankfurt zurückzubleiben, fehlte in Königsberg der Krönungssohse nicht, welcher mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hasen, wildem und zahmem Geflügel gefüllt, auf öffentlichem Plage gebraten und nach beendeter Salbung dem Volke preisgegeben wurde, während daneben aus zwei Springbrunnen rother und weißer Wein floß und für 6000 Thaler Krönungsmünzen ausgeworfen wurden. Der Hof und die dazu geladenen Gäste hielten Tafel im Schlosse, wobei außer vielen Hunderten von Lakaien, Pagen, Kammerjunkern und Kammerherren, sämmtliche Oberst-Lieutenants und Hauptleute die Bedienung machten. Hinter den Stühlen des Königs und der Königin standen die Obermundschente, Erbtruhfesse, Hofmarschälle und nach spanischer Sitte ging ein jeder der goldenen Teller durch zehn Hände, bevor er den Majestäten vorgesetzt wurde. An den folgenden Tagen fanden Feuerwerke, Thierhegen und andere dergleichen Volksfeste statt. Durch eine Proclamation erhielten alle Gefangenen, mit

Ausdn
der ab
und g
einen
festlich

Better
waren
wiesen
vertra
trenne

quittir
war ei
fältige
große
Beweg
Mann

hohen
einfach
ben y
Lyppe
Über
stärke,
die re
Ziethe

fig' id
auf se
hätte f

Es ill
Lain,
man u
Alles

Ausnahme der Beleidiger der göttlichen und menschlichen Majestät, der absichtlichen Todtschläger und Schuldner, ihre Freiheit.

Der König und die Königin verließen Königsberg am 8. März und gingen zunächst nach Dranienburg, von wo sie den 6. Mai einen feierlichen Einzug in Berlin hielten, von der Bürgerschaft festlich empfangen.

Schwerin, Ziethen und der alte Fritz.

Unmuthig schritt der General-Major Otto von Schwerin, ein Vetter des Feldmarschalls, im Zimmer auf und ab. Lange schon waren die Lichter bis über die Hälfte heruntergebrannt, und bewiesen, daß die beiden Generale, die sich im Zimmer befanden, das vertraute Gespräch schon lange geführt und noch immer sich nicht trennen konnten.

Schwerin, der seit dem Jahre 1748 den königlichen Dienst quittirt und als Landmann auf Dargebell bei Anclam gelebt hatte, war ein schöner, groß und regelmäßig gebauter Mann. Die sorgfältige Frisur jener Zeit umgab die freie offene Stirn. Das große herrische Auge wurde von edeln Brauen beschattet, und jede Bewegung, jede Stellung zeigte den kühnen Krieger — den schönen Mann. Der andere General war viel kleiner als Schwerin. Die hohen Schultern ließen fast keinen Raum für den Hals, und der einfach glatt gekämmte Zopf, der hinten bis brinabe auf den halben Rücken fiel, ließ das Gesicht offen, dessen stark aufgeworfene Lippen und Habichtsnase den mächtigen Schnurrbart einklemmten. Aber in den Augen lebte ein Feuer, ein Ausdruck, eine Willensstärke, die Jedermann unwillkürlich anzog. Der General trug die rothe Husaren-Uniform des Regiments Ziethen und war — Ziethen selbst.

„Wenn ich nur wüßte, was der Alte von mir will? — Da sitz' ich nun schon vier Tage in dem widerwärtigen Berlin, komme auf seinen ausdrücklichen Befehl hierher, und wollte Gott, es hätte sich schon ein Mensch um mich bekümmert.“

„Wir sind beide nicht mehr Mode bei Hofe, lieber Schwerin! Es überrascht mich, daß Du Dich darüber so geberdest. Bei Tain, bei Katholisch-Hennersdorf und Hohenfriedberg, da kannte man uns und wußte uns zu finden, aber jetzt — jetzt ist das Alles anders.“ — Dabei seufzte Ziethen tief auf.

„Wenn der Alte übrigens denkt, er kriegt mich herum, so irrt er sich. — Er hat mich zu sehr beleidigt. Unverdient so bitter gekränkt zu werden, das thut weh — aber ich habe mein Ehrenwort als Cavalier gegeben, nie wieder den Degen vor der Front meines Regiments zu ziehen.“

„Deines Regiments? — Du vergißt, Schwerin, daß Du den Dienst quittirt hast.“

„Nie werde ich das Regiment Anspach und Bayreuth Dragoner anders nennen, als mein Regiment. Ich commandirte es bei Hohenfriedberg, wo es 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Paulen eroberte. Damals war ich, mein lieber Oberst Schwerin, hinten, mein lieber Obrist Schwerin vorne. Und das Regiment, mit dem ich einen solchen Coup ausgeführt, sollte ich anders als mein nennen? Nimmermehr!“

„Und doch hat der König vier Jahre nachher das Regiment ein besoffenes Regiment genannt und Dich in Gegenwart der ganzen Generalität geschuhriegelt, wie einen Kammer-Laquais.“

„Ja, das hat er und mich hat er damit aus einem Dienst gebracht, der mein ganzes Leben war. — Aber ich habe ihm geantwortet wie ein Edelmann: „Ich werde nicht wieder den Degen vor der Front meines Regiments ziehen. Und ein Schwerin hält sein Wort.“

„Ich habe dem König kein solches Wort gegeben; aber seit dem letzten Manöver zwischen Spandau und Bichelsdorf wird mein Name auch nicht mehr bei Hofe genannt. Ich bin so gut, wie Du, aus der Rangliste gestrichen. Ich exercire mein Regiment nicht mehr — ich trage das Tigerfell nicht mehr — ich nehme keine Rapporte von meinen Offiziers mehr an, und heffe, Dich bald 'mal in Anclam besuchen zu können, wenn das so fort geht.“

Sag mir nur, um Gotteswillen! wie ist das aber mit Dir gekommen? Dein Regiment ist ja ein wahres Muster für die Armee und der König hielt doch immer große Stücke auf Dich.“

Ja, wie das so zu kommen pflegt. — Die Sache schreibt sich eigentlich vom vorigen Jahre her. Ich war in Potsdam zur Tafel geladen, und da war der — der — nun, Du weißt schon, wen ich meine — ich spreche seinen Namen nie aus. Ich merkte, daß sie etwas mit mir vorhatten, denn bei Tafel brachten sie das Gespräch auf Entwerfen von Dispositionen. Da schwazten sie alle erschrecklich von strategischen Verhältnissen — von maskirtem Deployment en echibuiet — und wer weiß, von was für verfluchtem Zeug Alles! — Wie nun die Reize an mich kam,

und
schnu
kurz
ich d
Terra
dann:
übel

Gaup
die
sein,
Was
sprach

von
mal
möcht
Dhr.
und
Altat
König
Ioddr
Regie

und
Berfi

Und
forder

änder
er w

recht
ist u
Alter
sagen
wund

und der Alte mich mit seinen großen Augen ansah -- und dabei schnupfte, daß es ihm immer in's Gemüthe fiel -- da war ich kurz angebunden, und meinte: Hol der Henker alle Dispositionen! wenn ich den Feind vor mir sehe, und bin nicht blind, daß ich das Terrain sehe, so mache ich meine Disposition auf der Stelle, und dann: „Vorwärts marsch!“ Das nahmen sie mir alle gewaltig übel und der Alte zuckte die Achseln.“

„Federfuchser sind sie Alle, Maulhelden aus dem schreibenden Hauptquartier. Das sieht ihnen aber ähnlich, daß sie Dich in die Tinte reiten wollten. Aber das kann doch die Ursache nicht sein, daß Du Dich nicht mehr um Dein Regiment kümmerst? Was ist denn das für eine andere Geschichte, von der Du vorhin sprachst, da bei Spandau?“

„Das war so ein Stückchen von dem hergelaufenen Kerl, von dem Ungar, von dem Radschützer. Der Kerl hat es einmal auf mein Regiment gemünzt, das er gern commandiren möchte, und setzte dem Könige einen Floh über den andern in's Ohr. Wir hatten acht Tage Feld-Manöver angesagt bekommen, und gleich am ersten Tage, wie ich mit meinem Regiment eine Mistake von der Stelle mache, krieg' ich mein Hundsolohn. Der König sagte mir vor der ganzen Generalität: „Das ist ein loddriges Einhauen! Geh er mir aus den Augen, ich will Sein Regiment gar nicht mehr sehen! Verstehst Er mich?“

„Nun, und was antwortetest Du?“

„Nichts; ich steckte meinen Säbel ein, commandirte „Rehrt!“ und ritt mit meinem Regimente ruhig vom Manöver fort nach Berlin.“

„Das laßt Du gewagt? Menschenkind, bist Du rasend? Und der König, hat er Dir nicht auf der Stelle den Säbel abgefordert und Dich cassirt?“

„Nein, er hat kein Wort gesagt. Das Manöver mußte geändert werden, und ich war ihm aus den Augen gegargen, damit er mein Regiment nicht mehr zu sehen brauchte.“

„Das nimm mir nicht übel, Ziethen, das war stark! -- Aber recht und wie ein braver Soldat gehandelt, der da fühlt, was er ist und was er gethan hat. Na, ich wollte, ich könnte es dem Alten einmal so recht von der Leber weg und in den Bart hinein sagen, wie mir's um's Herz ist -- er sollte sich wahrhaftig wundern.“

Da klopfte es an die Thür.

„Wer stört uns denn heute noch in der Nacht?“ — Die Thür öffnete sich und der König Friedrich II. trat ein.

„Bon soir, Messieurs!“

Wie versteinert standen Zietzen und Schwerin. Der Erstere war vom Sopha aufgesprungen, und stand in eheerbietiger militärischer Haltung neben Schwerin, der sich den Rock zuknöpfte und dessen Augen den Boden suchten.

„Ich war bei Ihm Schwerin — suchte ihn in Seinem Hause; aber da sagte man mir, daß Er bei Seinem Freunde Zietzen wäre. Habe jetzt viel zu thun und mochte nicht bis morgen warten; wollte Ihm nur sagen, daß Sein Regiment morgen Marsch-Drede bekommt, und daß er sich rasch nach Pasewalk macht, damit die Marsch-Drede nicht früher in der Garnison ist, als der Chef.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich habe nicht mehr die Ehre, in Allerhöchstdero Diensten zu stehen.“

„Er kann sich auch wegen der Reisekosten bei meinem Militär-Intendanten melden. Kommt ein bißchen unverhofft, die Marsch-Drede, Herr General Major, nicht wahr? Aber ich kann nichts dafür. — Da sind Frauenleute daran Schuld. Die Pompadour hat nicht geruht, bis sie die Veränderung im Ministerium durchgesetzt, und meine gute Cousine von Oesterreich will mich nun, mit Hilfe der Franzosen, zu einem Marquis von Brandenburg machen; aber so haben wir nicht gewettet. Wir wollen sie büßten, nicht wahr, Zietzen?“

Mit fester und sehr ernster Stimme erwiderte Zietzen: „Zu Befehl, Ew. Majestät! Ich werde aber diesmal nicht mit dabei sein, denn meine Gesundheit ist durch die letzte Campagne zu geschwächt, und da ich auch schwerlich im Stande sein möchte, die nöthigen Dispositionen vorher zu entwerfen, so bitte ich unterthänigst um meinen Abschied.“

„Hör Er 'mal, Zietzen, Er muß nicht mit mir — sei Er stille — ich sage Ihm, Er muß nicht! Er sollte sich was schämen, weiß Er das?! Seinen König um den Abschied zu bitten, wenn die Oesterreicher, Russen, Sachsen und Franzosen ihm auf den Pelz wollen.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden — —“

„Sei Er stille — wir reden nachher noch zusammen; jetzt will ich erst mit Schwerin da reden — der ist auch müdsch, und trägt mir es wahrscheinlich nach, daß ich ihm den pour le merite um den Hals gehängt habe.“

„Sw. Majestät — ich mußsche nicht — aber ich kann nicht ferner die Ehre haben, Sw. Majestät zu dienen, weil ich kein bezoffenes Regiment commandiren will.“

Ist das auch der Mühe werth, diesen Ausdruck seinem König so lange nach zu halten?

„Aber. . . —“

„Aber, Sw. Majestät, ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht wieder vor der Front des Regiments zu ziehen, und ich bin Cavalier.“

„Wer verlangt denn von Ihm, daß Er den Degen ziehen soll? Commandire er mit der Reitpeitsche! Wenn Er nur commandirt, womit ist mir sehr egal.“

„Ja, wenn Sw. Majestät so meinen?“

„Versteht sich, meine ich es so. Wo ein Schwerin commandirt, da brauche ich weiter keine Sorge zu haben. Na also? — Geb' Er mir die Hand. Frege er die Oesterreicher mit der Reitpeitsche vor sich her, desto besser. — Sein Regiment wird sich recht freuen Ihn, wieder zu sehen. Ist doch ein schönes Regiment — grüß' Er es von mir. Wenn er morgen auf der Parade die Parole Hohenfriedberg, hört, so denke Er nur daran, daß der König von Preußen ihm eine Aufmerksamkeit erweisen will.“

Der König schwieg und setzte sich auf das Sopha, indem er mit dem Krückstock Figuren auf den Boden zeichnete. Schwerin stand mit ganz verklärtem Gesicht da, denn er war mit Leib und Seele Soldat. Oft genug hatte er seine Uebereilung schon bereut, und war innig froh, trotz seines gegebenen Ehrenworts, wieder an die Spitze seines Regiments treten zu können. Ziethen aber stand schweigend da und wartete, bis der König sprechen würde. Peinlich war die Stille für alle Anwesenden.

Endlich sprang der König auf, ging rasch auf Ziethen zu, faßte ihn am Kollert, und knöpfte, während dessen er sprach, einen Knopf nach dem andern zu.

„Weiß Er denn schon, Ziethen, daß ich den Kerl, den Radischgander, heut' Abend zum Teufel gesagt habe? — hat eine miserable Conduite*) hier geführt, der Filsu — bin aber hinter seine Schliche gekommen! — Jetzt ist er fort, und läßt sich hoffentlich nie wieder in meinen Staaten sehen.“

*) Aufführung.

„Ich gratulire, Ew. Majestät, daß Allerhöchstdieselben sich einen bösen Hoffstarzen und Speichellecker vom Halse geschafft haben. Wenig ehrliche Cavaliere hätten mit dem schlechten Keel fort dienen können, wenn er es wirklich dahin gebracht hätte, ein Regiment zu erschleichen.“

„Aber mit Seiner Conduite bin ich auch nur sparsam contentirt, *) Ziethen. Er ist ein Hitzkopf — Er kann Sein Maul nicht halten — man kann gar nicht gebrüg mit ihm einen Discours **) führen — Er wird gleich greb. — Hätte Ihn gestern gern bei Tafel gehabt, wie die Rede auf die Affaire bei Moldau-Tain kam. — Da meinten die Andern — Ihr hättet viel Fortune †) dabei gehabt, — ich meinte aber, Ihr hättet ein großes mérite ††) dabei gehabt, und bin davon so überzeugt, daß ich eynreß komme, um Euch noch vor dem Ausbruch des neuen Krieges für die Siege des alten zu danken. Es ist freilich übel, wenn meine Husaren-Regimenter in der Campagne †††) fragen: Wo ist denn unser Vater Ziethen? und ich ihnen antworte: Ziethen liegt zu Hause auf der faulen Haut, weil er seinem Freunde ein raishes Wort übel genommen, und maukt mit der ganzen Arme. Schlimm, schlimm! Ich hatte mir das so gedacht: Er avancirt zum General-Lieutenant, ich gebe Ihm so ein zwanzig Schwadronen und zehn Bataillone zur Avant-Garde, da würde es denn schon gehen — die Oesterreicher kennen Ihn, und meine Cousine, die Kaiserin von Oesterreich, soll, wie ich höre, einen besondern Haß auf ihn gewerfen haben. Na, was meint Er? Wir kommen wieder in die Gegend von Moldau-Tain, da kann Er ja das Schlachtfeld wieder einmal besuchen, wo Er sich so distinguirt ††††) hat.“

Wie ganz anders war der Ausdruck in Zietheus Gesicht nach diesen, mit dem eigenthümlichen Ton Friedrichs II. gesprochenen Worten! Verwirrt und gerührt faßte der verdiente General des Königs Hand und wollte sie küssen, indem Thränen in seinen Augen standen, aber der König zog ihn hierauf zu sich, umarmte ihn herzlich, klopfte ihm dann die Backen und sagte:

Schäme Er sich, General-Lieutenant von Ziethen, Er hat ja die Augen voll Wasser! Na, morgen kommt Er zu mir, und Er auch Schwerin! — Jetzt aber, Kinder, bon soir, ich muß nach

*) Zufrieden. — **) Gespräch. — †) Glück. — ††) Verdienst. — †††) Schlachtfelde. — ††††) Ausgezeichnet.

Hause,
nach e
spät

zugew
ist die
warne
Außer
wässer
der K
zum
nicht
besten
erreich
zu An
ungefa
(1717
beschn
In F
weißer
winkel
ob er
artige
Kerne
nennt,
gerüste
Einige
Gibt
der K.
Kloste
Baun
den u
wodur
reitete
zu erk
schee

Gaule, weil ich mir den Quanz noch bestellt habe. Wir wollen noch ein neues Flöten=Duett mit einander blasen, und es ist schon spät — bon soir — bon soir!“

Der Kaffee.

Der südlichste Theil der arabischen Halbinsel, welcher vorgeweiſe das glückliche Arabien oder Yemen genannt wird, ist die Heimath des Kaffeebaumes, der, um zu gedeihen, eines warmen Klima's bedarf, aber doch allzugroße Hitze nicht verträgt. Außerdem erfordert er hinreichenden Regen oder eine künstliche Bewässerung. Aus diesen Forderungen läßt sich schon schließen, daß der Kaffeebaum nur innerhalb der Wendekreise, oder höchstens bis zum 30° der Breite gedeihen kann, und daß er in diesem Gürtel nicht in den flachen Küstenstrecken, sondern auf den Gebirgen am besten fortkommt. Er gehört zu den kleinen Bäumen, denn er erreicht in Arabien und auf Java — wohin ihn die Holländer zu Anfange des 18. Jahrh. verpflanzten — eine Höhe von nur ungefähr 30—40 F. In Westindien, wohin ihn die Franzosen (1717) brachten, wird er nicht so hoch, weil man ihn dort mehr beschneidet, um ihn tragbarer und die Ernte bequemer zu machen. In Form und Farbe der Blätter ähnelt er dem Lorbeer. Die weißen, wehriechenden Blüten sitzen büschelweise in den Blattwinkeln, und wenn der Baum in Blüthe steht, sieht er aus, als ob er mit Schnee bedeckt wäre. Auf die Blüten folgt eine kirschartige Beerenfrucht, deren fleischige Masse zwei länglichhalbrunde Kerne in sich schließt, die man unpassender Weise Kaffeebohnen nennt, und welche, zuerst getrocknet und dann über gelindem Feuer geröstet, das allbekannte Getränk liefern, das, wie der Thee, von Einigen für ein Panacee, von Andern für ein langsam wirkendes Gift gehalten wird. — Ueber die erste Veranlassung zur Benützung der Kaffeebohnen erzählen die Araber: der Vorsteher eines arabischen Klosters habe bemerkt, daß die Ziegen, nachdem sie von diesem Baume und seinen Früchten genossen, ungewöhnlich munter geworden und mitten in der Nacht umhergehüpft und gesprungen seien, wodurch er auf den Einfall gerathen, ein aus dieser Frucht bereitetes Getränk anzuwenden, um sich und seine Derwische wach zu erhalten, wenn sie die ganze Nacht unter Gebeten in der Moschee zubringen mußten. Gewiß ist es, daß das Kaffeetrinken so-

dieselben sich
alſe geschafft
hlichten Kerl
t hätte, ein

parſam con-
kann Sein
lt ihm einen
Hätte Ihn
Affaire bei
Ihr hättet
hr hättet ein
so überzeugt,
Ausbruch des
Es ist freilich
mpagne +++
d ich ihnen
aut, weil er
d maukt mit
ir das so ge-
Ihm so ein
nt-Parde, da
n Ihn, und
h höre, einen
int Er? Wir
kann Er ja
h so distin-

Gesicht nach
gesprochenen
General des
en in seinen
ich, umarmte
:
n, Er hat ja
mir, und Er
ich muß nach

) Verdienst. —

wohl im Oriente, als auch in Europa erst in der neuern Zeit, und zwar dort ungefähr in der Mitte des 15., hier nicht vor der Mitte des 17. Jahrhunderts in allgemeineren Gebrauch gekommen ist. — „Im Jahre 1660 führten einige aus der Levante nach Marseille heimkehrende Kaufleute Kaffeebohnen mit sich, und zeigten sie und die dazu gehörigen Geräthschaften als eine Seltenheit; etwas später fing man an, ihn dort in den Kaufmannshäusern zu genießen, und 1671 ward ein Laden daselbst eröffnet. Der Erste, welcher Kaffee nach England brachte, war gleichfalls ein von Smyrna heimkehrender Kaufmann, Edwards, der zugleich ein Mädchen mitbrachte, die ihm seinen Kaffee bereiten sollte. Diese verheirathete sich mit einem seiner Kutscher, und dieses Paar eröffnete das erste Kaffeehaus in London.“ In Deutschland und den nordeuropäischen Staaten wurde der Genuß des Kaffee's erst gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts allgemeiner.

„Der seitdem immer mehr steigende Verbrauch des Kaffee's in Europa vermehrte die Production in Arabien, hauptsächlich als man im Anfange des 18. Jahrhunderts sich nicht mehr mit dem Handelswege über Aegypten nach Marseille begnügte, sondern um das Vorgebirge der guten Hoffnung unmittelbar nach Arabien fuhr. Dabei kam man natürlich auf den Gedanken, diesen kostbaren Baum nach andern Ländern zu verpflanzen. Der holländ. Gouverneur Hoorn ließ Pflanzen nach Batavia bringen; doch soll der Kaffeebau dort etwas später (1723) begonnen haben. Er sandte 1713 auch einige Bäume an den Bürgermeister Witsen in Amsterdam, und im Jahre darauf kam einer davon nach Paris. Hier zog man mehrere Pflanzen aus Samen, und nicht lange nachher (1717) brachte Delecteur eine dieser Pflanzen nach Martinique. Die Ueberfahrt war beschwerlich und langwierig, man litt Mangel an Wasser; aber Delecteur darbtete sich selbst das Wasser ab, um seinen jungen Kaffeebaum begießen zu können. Von diesem einzigen Kaffeebaume, behauptet man, sollen alle Kaffeebäume in Westindien und Brasilien abstammen.... Von Martinique verbreitete sich der Kaffeebau bald nach San Domingo (Haïti) und den übrigen westindischen Inseln nebst Surinam, während die Bourbon und Isle de France schon 1718 den Kaffeebaum direct von Arabien bekommen hatten. Später hat sich Brasilien angegeschlossen, wo der Kaffeebau stark im Steigen begriffen ist. — Nach den neuesten Berechnungen beläuft sich der jährliche Verbrauch an Kaffee in Europa auf 226 Millionen Pfund, und in Nordamerika auf etwa 37 Millionen Pfund; fügen wir hierzu den

neuern Zeit,
nicht vor der
g. kommen
Evante nach
it sich, und
eine Seltens-
usmannshäu-
lbt eröffnet.
ar gleichfalls
der zugleich
reiten sollte.
d dieses Paar
tschland und
Kaffee's erst
ner
s Kaffee's in
psfächlich als
rehr mit dem
sondern um
Arabien fuhr.
sen kostbaren
änd. Gouver-
doch soll der
. Er sandte
en in Amster-
Paris. Hier
lange nachher
Martinique.
litt Mangel
ffer ab, um
n diesem ein-
ffebäume in
artinique ver-
(Haiti) und
während die
rechaum direct
rasilien ange-
ist. — Nach
Verbrauch an
nd in Nord-
vir hierzu den



Kaiser Max auf der Martinswand. II.

Bedeutend
dern, die
Pfund
in der
Veränder
als Raff
Ward do
ländischen
Land in
Niederlass
Gesamt
indien di
hierauf fi
mit 64
hundert
producirt
im Verh

Au
herbor,
der Gant
derung d
Tropenlä
Kaffeetrix
in Ansch
Zuckerroh
denkender
Asia abe
bleiben!

„D
leicht, m
der Nar.
Donnberg
sich herr
hinan!
der Jäg

bedeutenden Verbrauch im Oriente, Nordafrika und in den Ländern, die selbst Kaffee erzeugen, so ist sicherlich 3—400 Millionen Pfund jährlich eine nicht zu hohe Annahme. Welche Veränderung in der Lebensweise, im Handel und in der Schifffahrt, und welche Veränderungen in der Cultur derjenigen Länder, die nach und nach als Kaffee-Producenten aufgetreten sind, mußte dies veranlassen? Ward doch schon der geringfügig scheinende Umstand, daß die seeländischen Bauern anfangen, Kaffee zu trinken, Veranlassung, neues Land in Brasilien für diese Cultur urbar zu machen und neue Niederlassungen dort zu gründen! — Von der oben angeführten Gesamtmenge des jährlich verbrauchten Kaffees führt jetzt Ostindien die größte Menge aus, nämlich 100 Millionen Pfund; hierauf folgt Brasilien und das übrige Festland von Süd-Amerika mit 64 Mill.; dann Java mit 38 und Arabien — das noch vor hundert Jahren nicht mehr als höchstens 12 Mill. Pfund jährlich producirt — mit 24 Mill. Pfd. Die übrigen Gegenden liefern im Verhältniß zu diesen nur wenig.

Aus diesen zuverlässigen Angaben geht nun unwidersprechlich hervor, daß dieses neue Bedürfniß der civilisirten Menschheit in der Hand der Vorsehung ein neues, wirksames Mittel zur Förderung der Cultur und Civilisation, namentlich in den heißesten Tropenländern geworden ist, — selbst wenn wir den Einfluß des Kaffeetrinkens auf die Verminderung des Branntweingenußes nicht in Anschlag bringen, und deshalb, nicht minder als der Thee, das Zuckerrohr und die Baumwollenstaude, die höchste Beachtung des denkenden Freundes der Erdkunde verdient. Der alten Mutter Asia aber wollen wir auch für diese Gabe den Dank nicht schuldig bleiben!

Kaiser Max auf der Martinswand in Tirol.

„Hinauf, hinauf! im Sprung und Lauf! wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar, nur die Gemse springt, nur horstet der Ar, wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt, wo das Donnergebrüll tief unten grollt: das ist der Ort, wo die Majestät sich herrlich den Herrscherthron erhöhlt! — Die steile Bahn hinan! hinan! dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor; nachsetzet der Jäger, und fliegt empor!“

„Gähnt auch die Klust, schwarz wie die Gruft, nur hinüber, hinüber im leichten Schwung! wer setzet mir nach? 's was ein Kaiser-Sprung! steig', Gemse, nur auf die Felsenwand, in die lustige Höh', an des Abgrunds Rand; mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn! nur mutzig hinauf, und mutzig hinan! Fetzt ohne Raft den Strauch erfasst! wenn tücklich der Zweig vom Gesteine läßt, so hält mich Fall die Klippe noch fest.“

Der Stein nicht hält, der Kaiser fällt in die Tiefe hinab, zwei Klafter lang; da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang. Ein Felsen hervor ein wenig ragt, das nennt er Glück — Gott sei's geklagt? einbrachen die Kniee, doch blieb er steh'n, und taumelt' sich aus; da mußt' er nun sehn: hier half kein Sprung, kein Adlerschwung; denn unter ihm senkt sich die Martinswand, der steilste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab in's Wolfengrab und starrt hinauf in's Wolfenmeer, und schaut zurück und schaut umher. Da zeigt sich kein Fied zum Sprung Handbreit, kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer bent; aus harten Felsen wölbt sich ein Loch straff hinter ihm, wie ein Vom so hoch! Der Kaiser ruft in taube Luft: „Si doch, wie hat mich die Gemse verführt! kein Weg zu den Lebenden niederführt!“

Er war's gewillt, es ist erfüllt! wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar, wo die Gemse nur springt, nur horstet der Nar; wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt, wo das Donnergebrüll tief unten grollt; da steht des Kaisers Majestät, doch nicht zur Wonne hoch erhöht. Ein Jammersohn auf luft'gem Thron, findet sich Max nun plötzlich allein, und fühlt sich schauernd, verlassen und klein. —

Im Thalesgrund ein Hirte stand, und steht auf der Platte sich's regen, und bücken und heben und schreitend bewegen. „Den bannst wohl hinauf des Satans Gewalt? das ist, bei Gott! eine Menschengestalt.“ So ruft er und winkt die Hirten herbei, daß Jeder ihm staunend das Wunder zeih'! Gott sei mit ihm! ist's eine Stimm': „der steht dort eben in großer Noth, muß arg wohl erleiden den Hungertod.“

Auf leichtem Roß ein Jägertroß kommt um das Thal herumgesprengt, wo sich die Menge schon gaffend drängt, und ruft den nächsten Hirten an: Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn? Hoch auf der Alp klonn er empor, daß ihn des Jägers Blick verlor. Der Hirte blickt auf die Wand, erschrickt, hindeutend sagt er zum Jägerschwarm: „Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!“

De
schnell
empor:
herab ei
Mensch
fällt der
wacht,

De
hören,
get der
Er span
ten? W
und rau
edle Her

D
Strafles
von der
Hunger
Wunder
gewiß z
Mensch

De
Stift a
mit gold
stein, li
der ihm
sehr, d
Bote de

D
und vie
schon at
Herr sic
ich nun
sich hin
schnell r

W
Läpflein
Wand,
soll's is
luftigen

Der Jäger blickt auf die Wand, erschrickt und hebet nun schnell sein Sprechrohr, und ruft, was Menschenbrust mag, empor: „Herr Kaiser, seid ihr's, der steht in der Blend', so werft herab einen Stein behend!“ — Und vorwärts nun woget das Menschengewühl, und plöglich ward es nun todtenstill. — Da fällt der Stein, senkrecht hinein, wo unter dem Felsen ein Hüter wacht, daß zerschmettert das Dach zusammenkracht.

Des Vols Geheul', auf eine Meil' im ganzen Umkreis zu hören, macht rings das Echo empören; und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut, der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut. Er spannet das Aug', er strecket das Ohr: „was wühlet dort unten? Was rauscht empor?“ Er steht und lauscht; fort wühlt's und rauscht. — So harret er aus, ohn' Murren und Klag', der edle Herr, bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand die Felsenwand zurück mit glühenden Strahlen prallt; da wird unleidlich der Hitze Gewalt. Erschöpft von der mattenden Gensenjagd, von Durst gequält, von dem Hunger geplagt, fühlet sich Max ganz matt und schwach; war's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach? Das wünscht' er allein, gewiß zu sein, eh' die Besinnung ihn verließ, ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath, und schritt zur That, und schrieb mit Stift auf Pergament die Frag' an's Volk, und wickelt behend mit goldenem Bande das Täfelin auf einen gewicht'gen Marmorstein, ließ fallen die Last in die Tiefe hinab; und horcht kein Laut, der ihm Antwort gab. Ach Gott und Herr! man liebt ihn so sehr, d'rum findet vom Volke sich Niemand ein, dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.

Der Kaiser starrt hinab und harret, und sendet den dritten und vierten Stein, doch immer wollt es vergeblich sein. Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt, und nun erseuzend der Herr sich denkt: „Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir, so har' ich nun sicher des Tod's allhier.“ Da hob sein Sinn zu Gott sich hin; ihm entflammt das Herz der heilige Geist, daß er sich schnell von dem Irdischen reißt.

Weg stößt die Welt, zum Ewig'n hält! jetzt wieder ein Täfelin nimmt zur Hand, beschreibt es eifrig. — Weil, fehlte das Band, so band er's am Stein mit dem goldenen Bließ; was soll's ihm? Er war ja des Todes gewiß! Und aus dem erhöhten lustigen Grab wirft er den Stein in das Leben hinab. Wohl

peinlicher Schmerz durchwühlet das Herz jedem, der nun, was der Kaiser begehrt, weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief: „so heißt der Brief: Viel Dank, Tirol, für deine Lieb', die treu in jeder Noth mir blieb; doch Gott versucht' ich mit Uebermuth, das soll ich nun büßen durch Leib und Blut. Bei Men'schen ist keine Rettung mehr; Gott's Wille geschähe! Gerecht ist der Herr! Will büßen die Schuld, mit Muth und Geduld. Mit einem wohl könnt' ihr mein Herz erfreu'n, ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„Nach Zierlein eist nun unverweilt ein Bot' um das heilige Sakrament, nach dem mir dürstend die Seele brennt; und wenn der Priester steht am Fluß, so kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß; und wenn ich den Segen nun soll empfangen, so deut' es ein zweiter mir wieder an. Sehr bitt' ich euch, steht dann zugleich mit mir zum Helfer in aller Noth, daß er mich stüt' in dem Hungertod!“

Der Bote flucht, der Priester leucht nun schnell herbei; nun steht er am Fluß, schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß. Der schauet hinab, erblickt die Monstranz, denn blühend erglänzt ihr Demantkranz. Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin, mit zerfnirschem Herzen, mit gläubigem Sinn. Die Menschheit ringt, und steigt und schwingt, auf entfesselten Flügeln empor sich schnell zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell!

Und o wie steht sein heißes Gebet! „D Gott, du Vater, allmächtig am Himmelsithron, du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn und du, hochheiliger Gottesgeist, der beide vereint, das Heil uns weist! D Gott, deß Lieb' auf jeder Spur verkündet laut die weite Natur! D tauchte sich schnell im Liebesquell mein liebender Geist, umfaßte die Welt, die liebenden Herzens dein Arm erhält.“

„Vor meinem Tod dein Himmelsbrod wünsch' ich Unwürdiger, o wie sehr! D steh auf mich erbarmend her! D Christus Lieb' tritt bei mir ein, und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein, die deine Lieb' so feurig beseelt, daß eines sie werden mit Gott und Welt. Und weil ich nicht werth, was ich begehrt, ein einzig Wort aus deinem Mund macht deinen Knecht auch wieder gesund.“

So will er im Fleh'n vor Liebe vergeh'n. Da kündet ein zweiter Schuß ihm an, daß er den Segen nun soll empfangen. Der Herr sogleich auf Felsengrund wirft sich die Stirn' und die Hände wund, und der Jäger mit lautem Sprecherohr sagt ihm

un, was der

, Tirol, für
Gott versucht'
ib und Blut.
Bille geschebel
it Muth und
eu'n, ich will

n das heilige
; und wenn
n, durch einen
, so deut' es
eht dann zu-
mich stät' in

herbei; nun
schützen Schuß.
igend erglänzt
kniee hin, mit
enschheit ringt,
vor sich schnell

t, du Vater,
'entquollener
beide vereint,
Spur verküms
im Liebesquell
Herzens dein

h Unwürdiger,
Christus Dieb'
ub'gen Vereint,
eden mit Gott
ehrt, ein ein-
t auch wieder

Da kündet ein
soll empfan.
Stirn' und die
rohr sagt ihm



Kaiser Max auf der Martinswand. I.

des H
Vater
ohn'

im S
rührt'
Auch
ter fl
das g

himm
der S
singt,
Liebe,
und
Glend

dend,
Mund
folgt
dem C
er scha
sonder

Knäble
retten
kenn'
mel zu
Darau
den R

das R
Bahn,
der Sch
Hall,
Weisen

erlosch.
und zu
sucht
Schaue
Zug

des Priesters Worte vor: „Dich segne Gott, in deiner Noth, der Vater, der Sohn und der heilige Geist, den Himmel und Erd' ohn' Ende preist.“

Nun allzumal im ganzen Thal das Volk auf den Knien harret im Gebet, und laut für das Heil des Herren fleht. Den Kaiser rührt's, der Betenden Schall bringt ihm zu Ohren der Wiederhall. Auch er bleibt knien im Gebet, und Gott für das Wohl der Völker fleht. — Schon flammt der Mond am Horizont, und herrlich das grünliche Firmament von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht erweckt mit Macht die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland; ihm löset sich jedes irdische Band. Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt, der Seligen Chor das Heilig singt, wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht, zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht, dahin, dahin schwingt sich sein Sinn, und mit hoch empor gehobenen Händen denkt er entfliehend sein Elend zu enden.

Als schlank und fein ein Bänderlein, wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihn stund', und grüßt ihn mit lieblich ertöndem Mund: „Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit, doch folgt mir schnell, der Weg ist weit.“ Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht, und trauet den Augen und Ohren nicht. Und wie er schaut, ihm heimlich graut; denn es wallt um den Knaben so sonderlich ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem gleich.

Doch der Kaiser in Hast sich wieder faßt, und fragt das Knäblein: „Wer bist du? Sprich!“ „Ein Bote, gesandt, um zu retten dich!“ „Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?“ „Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.“ „So hat dich der Himmel zu mir geschickt?“ „Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt!“ „Darauf es sich dreht, zur Höhlung geht,“ und gleitet nun durch den Riß in der Wand, den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt, ihm Max nachrückt; sieh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran, durch schmale Schluchten tief ab die Bahn, wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt, in der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt; am Gewölb' ertönt der Schritte Hall, fern donnert des Bergstroms brausender Fall, tiefer noch ab, Meilen hinab; da gleitet das Knäblein in eine Schlucht, die Fackel ersoff.

Mit den Händen bange nun sucht Max sich den Weg hinvor, und dringt empor; und schaut aufathmend der Sterne Licht, und sucht den Knaben — und findet ihn nicht. Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt, wohl war es ein Engel, der ihn

geführt. Und schon erkennt er Zierleins Thal, hört brausen der Menge verworrenen Schall. Mit bebendem Tritt er weiter schritt, wie oft, ermattet, er weilen muß, bis er nah't dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit; doch hoch erfreut schaut er den Priester bei Fackelglanz steh'n unermülich mit der Monstranz. Und noch die treuen Gemeinden knie'n, und heiß im Gebete für ihn glüh'n. Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll, 's war ja von tausend Gefühlen voll. Schnell tritt er vor, ruft laut empor: „Lobet den Herrn und seine Macht! Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht!“

v. Collin.

Lukas Kranach der ältere.

Lukas Kranach der ältere, im Jahre 1472 in der Stadt Kranach in Franken geboren, war einer der geschicktesten und berühmtesten Maler seiner Zeit. Seine Gemälde werden noch jetzt sehr gesucht und theuer bezahlt. Schon der kunstliebende Churfürst, Friedrich der Weise von Sachsen, hatte diesen vortrefflichen Maler und edlen Mann wegen seiner Kunst und Tugend um das Jahr 1493 an seinen Hof gezogen, ihn zum Hofmaler gemacht und zum Begleiter auf der Wallfahrt nach Jerusalem mitgenommen. Diese Gunst Friedrichs des Weisen stieg unter Johann dem Beständigen, und erreichte unter Johann Friedrich dem Großmüthigen die höchste Stufe. Lukas war dessen besonderer Liebling und verdiente es auch, denn er widmete diesem hiederherzigen Fürsten sich ganz, so wie auch der Fürst ihm mit innigster Freundschaft zugezogen war. In guten Zeiten hatte er bei dem redlichen und verständigen Maler Rath und Erziehung gefunden, in bösen Stunden fand er Aufbeiterung und Trost. —

Als Wittenberg nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (1547) von Kaiser Karl V. eingeschlossen, und um das Leben des gefangenen Churfürsten zu retten, eben im Begriff war, dem ergrimmtsten Sieger die Thore zu öffnen, empfing dieser ihn huldreich und sagte: „es hat mir dein Churfürst ehedem zu Speier ein schönes Gemälde, so du verfertigt, verehrt, und ich betrachte dasselbe stets mit Vergnügen. Deshalb möchte ich den Meister selbst sehen.“ Auch, fügte er freundlicher hinzu: „ist zu Meckeln im Schloß mein Bildniß von deiner Hand vorhanden, und ich möchte gerne von

dir u
Maje
ser 9
Zimm
nicht
gen l
war,
Wan
verwa
Bildr
und
ten.
Kniee
Herr
Nähr
werde
denn
„Ich
Jahr
scheid
ihm
Duka
Zinge
höher
zufolg
die tr
lung
legte
nieder
zigjäh
dessen
manch
ist sic
und s
geln

dir wissen, wie alt ich damals gewesen?" Kranach erwiderte: „Ew. Majestät waren damals 8 Jahre alt. Als dieselben mit dem Kaiser Maximilian, der Ew. Majestät bei der Hand führte, in das Zimmer getreten waren, um sich abschildern zu lassen, konnte ich nicht bequem damit fortfahren, noch Ew. Majestät zum Stillschweigen bringen, bis der Hofmeister, dem Ew. Majestät wohl bekannt war, einen kunstreich gemalten Pfeil und andere Waffen an die Wand hängen ließ. Nach diesen blickten Ew. Majestät mit unverwandten Augen und setzten mich dadurch in den Stand, das Bildniß aufzufassen und zu vollenden.“ Darauf lächelte der Kaiser und forderte den Maler freundlich auf, sich eine Gnade auszubitten. Da fiel der gute, alte Mann mit weinenden Augen auf seine Kniee und bat um nichts als um Freilassung seines gefangenen Herrn des Churfürsten. „Da antwortete der Kaiser mit fühlbarer Rührung: „Du sollst erfahren, daß ich deinem Herrn Gnade erzeigen werde.“ Dann lud er ihn ein, künftig an seinem Hof zu loben; denn Karl schätzte den Künstler sehr. Aber Kranach erwiderte: „Ich habe, gar wohl gehalten, diesem geliebten Fürstenhause 54 Jahre in Freuden gedient, ich will auch in Leiden nicht von ihm scheiden.“ Darauf entließ ihn der Kaiser sehr gnädig und sandte ihm durch einen Edelknaben eine silberne Schale voll ungarischer Dukaten; aber Kranach nahm nicht mehr davon als er mit zwei Fingerringen fassen konnte. Das übrige gab er zurück und fand ein höheres Glück darin, seinem unglücklichen, gefangenen Herrn nachzufolgen, und ihm in seinem Elend durch Kunst und Gespräche die trüben Stunden zu erheitern. Damit ihn aber in der Erfüllung dieser heiligen Pflicht auch gar nichts hinfort binden möchte; legte er sein Bürgermeisteramt und alle Geschäfte in Wittenberg nieder, machte sein Testament und widmete sich, ein beinahe achtzigjähriger Greis, ganz seinem Fürsten. Er zeichnete ihm während dessen Gefangenschaft manche erfreuliche Gegenstände, und malte ihm manches vortreffliche Bild. Schöner aber als sein schönstes Bild ist sicherlich dieses Mannes Treue gegen seinen Fürsten in Freud und Leid.

Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staar kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respec-

tablen Dorfe, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: so, so, lala; oder: par Compagnie (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit Andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatsch. So titulirte er nämlich ins gemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Hause waren, weil der Barbier auch Brantwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste ein Gespräch führten, und der Staar warf auch ein's von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen flog er mit ihnen, denn er dachte: sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich. Der Staar sagte: wie Gott will. Als der Vogelfsteller kommt und steht was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutjam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen,“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelfänger erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erhellt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er

sagte:
du in
pagni
wieder
sich d
digen
will

manch
bleibe
rather

fen
bis d
leicht
sterne
grau
Duer
verde
ebenf
allen
ten
auch
Wen

über
in
uns
Erzi

die
bers
und
Den
lein
Sch

sagte: Et Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? Da antwortete der Hansel: „par Compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Hanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Seegringen.

Merke: So etwas passiert einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen und nimmer herauskommen.

Der Kukul.

Der Kukul, welcher die Größe einer Taube, aber den schlanken Bau einer Eifter hat, ist in Wahrheit ein Großmaul, denn bis dicht unter die Augen kann er seinen mäßig langen, dünnen, leicht gebogenen, hornschwarzen Schnabel aufsperrn. Seine Augensterne und Füße sind gelb, sein Vorderhals und Kopf ist hellaschgrau, der übrige Unterkörper dagegen weiß mit schwarzbraunen Querbändern. Der Schwanz ist gegabelt, lang und schwarz, mit verdeckten weißen Flecken, welche sich auf den Schwungfederstippen ebenfalls finden. Von seinen vier Zehen sind gewöhnlich, wie bei allen Vögeln mit Kletterfüßen, zwei nach vorn und zwei nach hinten gerichtet; doch ist die äußere Hinterzehe wandelbar und kann auch nach vorn gerichtet werden, weshalb sie mit dem Namen Wendezeh bezeichnet wird.

Stellen wir diese Merkmale denen einiger anderer Vögel gegenüber, so paßt der Kukul in viele Familien hinein. Er erscheint in Wahrheit als ein Allerweltsstiefbruder, und daher haben wir uns nicht sonderlich zu wundern, wenn in der That seine ganze Erziehung einer Stiefmütterlichkeit anheim gegeben ist.

Der Kukul hat den dünnen Schnabel einer Drossel, den Flug, die Körperform, den langen Schwanz und die Farben eines Sperbers, die Kletterfüße der Spechte, den weiten Rachen der Mücken- und Fliegenfänger; aber er ist und bleibt doch nur ein Kukul. Denn wie der Maulwurf nach seinen spitzhörigen Backenzähnen kein Grasfresser sein kann, so kann der Kukul bei seinem dünnen Schnabel und seinen dünnen, schwachen Beinen und Zehen kein

Raubvogel sein. Dies ist und bleibt eine ausgemachte Sache, und wir lassen uns nicht irre machen, sagt man immerhin auch noch hier: „Hol dich der Geier! — — Hol dich der Kukul!“

Der Kukul ist ein Zugvogel, der im April kommt und im August geht. Fragt ihr, warum sein Kommen so spät und sein Gehen so früh, so dient zur einfachen Antwort: weil sein Tisch hier nicht früher und nicht länger gedeckt ist. Er lebt von Fliegen, Mücken und Raupen, und unter letztern sind für ihn merkwürdiger Weise die Bär-raupen mit ihren langen, widerhakigen Borsten die gewöhnliche Kost, wengleich diese Borsten sich so in seinen Magen einstechen, daß derselbe wie mit einem Pelzwerke ausgefüttert erscheint. Aber Hunger thut weh! Bei all' den kleinen Bissen wird der Kukul nicht leicht satt und bald wieder hungrig. Fliegen ihm die Mücken und Fliegen gleich schreckweise in den Hals, wie dem Wallfisch die fingerdick großen Weichthiere schüsselweis in den Rachen schwimmen, vielleicht bedankte er sich auch dann für die häßlichen Bär-raupen; so aber muß er schon zufrieden sein, wenn er seinen hungrigen Magen wenigstens mit dieser groben Kost füllen kann. Müssen doch die armen Menschen auch oft genug mit trockenem, grobem Brode sich begnügen und noch danken, wenn der Magen nicht leer bleibt und von unleidlichem Brand verschont wird. Diese schmale Kost mag denn auch wohl Ursache sein, daß bei dem Kukul's-Weibchen die Eier so langsam zur Reife gelangen. Nur alle 4—6 Tage vermag es ein Ei zu legen, und in diesen Zwischenräumen geht das Eierlegen fort bis Ende Juni. Da bleibt also keine Zeit zum Brüten übrig; auch würden die ersten der gelegten Eier verdorben sein, wenn die letzten gelegt werden. Doch der Natur soll dies Geschlecht nicht verloren gehen, sie hat tausend Mittel, zu erhalten, was sie erhalten will, und nicht blos für die Menschen, sondern auch für die Vögel. So legt denn der Kukul seine Eier in die Nester kleiner Vögel, die ihre Jungen ebenfalls mit Insekten nähren; oder er legt sie zuvor auf die Erde und schiebt sie mit dem Schnabel in die Nester, zu welchem ihm der Zugang zu eng war. Da die Kukulseier nicht größer als Sperlingsseier sind, so werden die eingeschmuggelten Fremdlinge von den Rothkehlchen, Weidenzeißigen, Grassmücken, Nachtigallen, Bachstelzen u. dgl. nicht erkannt. Als Stiefkind bringt aber der aus-gebrütete Kukul den rechten Kindern nicht selten Verderben und Untergang. Schon während der Brütezeit müssen diese durch ihn leiden; denn die Kukulseier wollen länger bebrütet sein, und so muß die rechte Brut sich's schon gefallen lassen, statt gefüttert, immer noch

mit
und
mach
daß
die 2
Sorg
Schn
gewo
Mitl

Nach
hen
schall
über
scheid
nenn

aus;
und
Laul
sie i
vier,
Kukul
dreif

so i
Ton
Kau
auf
Kul
sich
schle
sich
genf
lanc
sein
die
Am
jezt
mer
Bin

mit bebrütet zu werden. Nicht selten werden aber die Leiden größer und schwerer, je mehr endlich der junge Kukul heranwächst. Er macht den übrigen jungen Hausgenossen Platz und Nahrung streitig, daß diese nicht selten jämmerlich umkommen. Und dies kümmert die Alten nicht! — Sie sind nährisch genug, all' ihre Liebe und Sorgfalt, all' ihren Fleiß und ihre Arbeit dem großen, fremden Schmarozer darzubringen, selbst dann noch, wenn dieser flügge geworden ist, aber durch sein kreischendes Girkel! Girkel! das Mitleid der Pflegerstern noch weiter in Anspruch nimmt.

Die alten Kukuks verlieben harmlos und unbesorgt um die Nachkommenschaft die Tage des Hirsens. So lange das Weibchen Eier legt, ruft zur Unterhaltung das Männchen sein weit schallendes Kukul! und das Weibchen, welches sich nur durch weiter über den Kropf hinausgehende braune Duerbinden von ihm unterscheidet, antwortet mit einem lauten Kichern, welches man Lachen nennt.

Die große Wanderschaft führen die Kukuks in Gesellschaft aus; aber an Ort und Stelle angekommen, vertheilen sie sich, und alle Gemeinschaftlichkeit und Brüderlichkeit hat ein Ende. In Laub- und Nadelwäldern oder sonstigen Bauanpflanzungen schlagen sie ihre Wohnung auf, und jedes Pärchen hat sein bestimmtes Revier, indem es kein anderes duldet. Seine Lebensdauer bringt der Kukul hoch hinaus; denn ein und dasselbe Pärchen wurde drei und dreißig Jahre hinter einander beobachtet.

Wie der Haushahn auf dem engen Hof unter seinen Hennen, so ist der Kukul im weiten Walde der frühzeitige Becker und der Tonangeber zum lieblichen Morgengesange der lustigen Sänger. Kaum ist Mitternacht vergangen, so ahnt er schon den Sonnenaufgang und will dazu aller Augen geöffnet wissen. Sein Kukul! Kukul! erschallt, und von einer und derselben Stelle wiederholt es sich mehr denn hundertmal hintereinander. Die Reveille ist geschlagen, das Musikchor tritt auf, das Concert beginnt. Nun zeigt sich eine Spur der Morgendämmerung, und der schwarzrückige Fliegenfänger und das Gartenrothschwänzchen fallen ein mit ihren melodischen Melodien. Dann folgt der gelbbrüstige Sänger mit seinen melodienreichen Allegro, darauf die Königin der Sänger, die Nachtigall, mit ihren schmelzenden Harmonien, und nun die Amsel und die Zippdroffel. Ist Feld in der Nähe, so hört man jetzt auch die Lerche ihr Lied wirbeln. Endlich, ist völlige Dämmerung eingetreten, so mischen alle übrigen Sänger, Grasmücken, Finken und Andere mehr ihre Lieder so durcheinander, daß man

S kaum eins von dem andern unterscheiden kann. Nun lüftet die Sonne vollends ihren goldigen Schleier, ihre erwärmenden Strahlen treffen. Die näher auf der Erde in den Kronen der Blumen gebettete Insektenwelt und wecken auch deren Auglein auf. Die Vieder der Sänger verstummen, denn sie schicken sich an, ihre freundlich dargebotene Morgengaben einzusammeln. Ach, ein liebliches Morgenconcert, angenehm und wonnig eben bei der feierlichen Stille der Nacht und des erquickenden Maimorgens, hat geendet, wenn wir Menschen mit wenigen Ausnahmen in vollem Sonnenschein die Augen öffnen! Die einzelnen Glücklichen aber, welchen Auge und Herz offen war, haben mitgesungen, denn aus ihrer Seele flüster's auch vernehmlich: „Man lobt dich in der Stille!“ Dank d'rum auch dem der zuerst rief: „Wachet auf!“

Der Landwirth.

Anton Rindenschwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem badischen Dorfe im Murgthale, zeichnete sich so sehr durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Schon als Knabe machte er seinen Eltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein gutes Betragen viele Freude. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe das Haus seiner Eltern, die in araten Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. „Wenn ich nur“ — sagte er — „so lange Essen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit meinem Vater Geld im Wa'de zu verdienen!“ — Er verdingte sich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottenau an einen Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichthaler an Geld, ein abgewergenes Hemd, Kittel und Hose von Zwillich, ein Bruststuch und ein schwarzer Halsflor waren sein ganzer Jahres-Lohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem württembergischen Gränzorte Loffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Karteffeln gesucht würden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen! Diese so wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerstand

diese
toffe
Er
dadu
trat
der
er f
erlar
in d
als
hauc
länd
eine
über
so g
liche
Art

als
gen
veru
ger
Buc
war
ihm
zu
Aber
seine
ihn
In
so
dara
Wöh
nähe
gesch
heit
Jah
legen
und
er f
erhi

liefert die
n Strah-
Blumen
uf. Die
m, ihre
ein lieb-
der feier-
ens, hat
in wellem
hen aber,
denn aus
h in der
et auf!"

dieser Versuchung und bedung sich statt des Lohnes so viel Kar-
toffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte.
Er erhielt 9 Körbe voll, von denen er 5 nach Hause brachte, und
dadurch der erste Verbreiter derselben im Murgthale wurde. Nun
trat er seinen Dienst an und erlernte das Nöthigste vom Ackerbaue,
der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß
er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und
erlangte durch bständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit
in dieser Handarbeit, daß ihn hi-rin Niemand übertraf. Denn
als er schon holländischer Faktor war und sich nicht mehr mit Holz-
hauen beschäftigte, wurde einst in Gegenwart eines reichen Aus-
länders darüber gesprochen, wie viel Zeit wohl erfordert würde,
eine Eiche, vor der sie eben standen, umzuhauen. Anton lächelte
über die lange Zeitbestimmung eines andern, und setzte dazu eine
so geringe Anzahl von Minuten fest, daß der Fremde eine ansehn-
liche Wette vorschlug. Anton warf seinen Rock ab, ergriff die
Axt und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er bestimmt hatte.

en Holz-
le, zeich-
aus, daß
verdient.
er wahren
Betragen
entschloß
in araten
er Haus-
„so lange
um mit
verdingte
en Fuhr-
ein ab-
ttuch und
Ehe er
bergischen
Kartoffeln
verdienen,
so wohl-
mein ver-
twenden,
viderstand

— Nicht lange hatte er seinem Vater in seiner Arbeit beige-
standen, als ihm ein unglücklicher Fall denselben raubte und ihm viele Sor-
gen wegen der Ernährung seiner Mutter und seiner Schwestern
verursachte. Doch seines Vaters Landsmann und Freund, Ber-
ger zu Weissenbach, der von dem Holzhändler Böhrringer er zu
Buchensbrunn zum Meisterknechte beim Holzfällen angestellt worden
war, bestellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer und verschaffte
ihm durch Geldvorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und
zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntnisse gewann.
Aber auch Berger starb bald, doch empfahl er ihn noch sterbend
seiner Gattin, deren Geschäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf
ihn Böhrringer in seinem 21sten Jahre als Meisterknecht anstellte.
In diesem seinem Dienste besorgte er die Geschäfte der Holländer
so gut, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschten. Bald
darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der
Böhrringer'schen Expedition, in's Land, lernte Anton's Kenntnisse
näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privats-
geschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufrieden-
heit ausrichtete, so bestellte er ihn zu seinem Faktor mit einem
Jahresgehälte von 500 Rthln. (900 Gulden). Nun hatte er Ge-
legenheit, sein Glück zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz
und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß
er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Einige Zeit nachher
erhielt er Zutritt bei dem damaligen Bischöfe zu Speier und ver-

kaufte ihm für viele Tausend Gulden Holz nach Holland. Er schloß Handelsverträge mit Baden, Kur-Pfalz, Zweibrücken, dem ehemaligen Bisthume Straßburg, den vorderösterreichischen Ständen und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. Dabei versäumte er aber seine Hauswirthschaft nicht; er kaufte Feld, bauete öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor und pachtete mehrere Ländereien. Während dieser Zeit hatte sich Rindenschwender mit Franziska Wolf von Oberweiher verehelicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm eines Sinnes war, und deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden im lebhaftesten Andenken steht. Er bekam zwölf Kinder von ihr, wovon noch drei leben. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod diese glückliche Ehe. Einige Zeit darauf ward Sabina Lumpin, des Forstmeisters von Etlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen, seine zweite Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schifffahrt oder an der Holzhandels-Gesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun ward er erster Orts-Vorsitzer in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Oberschultheiß, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Wohlthätig waren seine Anstalten, um den Verwüstungen des reisenden Murg-Stromes Gränzen zu setzen. Unterdessen bauete er Häuser und Scheunen, legte Potascheniedereien und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke Gaggenauer Gemeindefeld, bauete darauf eine schöne Glashütte und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägemühle. Der jetzige Amalienberg, sonst Hilvert genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äußerst unebener und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Fruchtgegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarer, weit hergeholtter Erde drei Ellen hoch überfahren. Apfels-, Birn-, Kirschens-, Pflaumens- und Nußbaumgänge wechselten mit Aeckern und Winnpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Hauptfels ihm seine ganze Anlage zu entstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechsunddreißig Felsensprenger mußten den Felsen hinaufklettern und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt und Vortheil diesen Felsen abstufig ebenen, darauf jetzt die herrlichsten Weinstöcke grenzen. Die ganze

Anfo
unte
Gag
Kin
tocht
Wir
Von
Sell
so v
verse
reich
diese
Die
besu
Entf
sie f
den
von
sein
und
Her
imm
mit
Ber

schu
lun,
für
hau
erhe
öde
Ne
ank
neh
leb
leid
Fer
edel
Am
und

Anlage dieses Gutes kostete ihm über 100,000 Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Beschäftigungen riß der Tod seine zweite Gattin von seiner Seite, von der er in achtzehn Jahren zwölf Kinder bekommen hatte. Maria Anna Futterin, eine Bürgers-tochter zu Gaggenau, die er in seinem Dienste als eine thätige Wirtschaftlerin hatte kennen lernen, wurde nun seine dritte Gattin. Von dem mit ihr erzeugten 6 Kindern leben noch drei. Das Selbstbewußtsein, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen und dabei so vielen, meist armen Leuten durch Arbeit Brod und Unterhalt verschafft zu haben, würden ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich haben belohnt; aber er wurde auch von seinem Fürsten, dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen, geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwitwete Frau Markgräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berg-Anlagen und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann, dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der nun verewigte Großherzog von Baden, Karl Friedrich, selbst äußerte über diese Anlagen sein herzlichstes Wohlgefallen und gab ihrem Stifter den Rang und den Titel eines Dekonomie-Rathes. Mehrere Jahre nach einander wurde nun dies Gut der Sommeraufenthalt der Baden'schen Herrschaften. Das Ende seiner irdischen Laufbahn nahte, aber sein immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen adelichen Kloster Frauenlob einen Vertrag über den Scheitens- und Floß-Holzhandel.

Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwelungen so einrichten, daß nun mehr auf demselben Holländer-Flöße für Schiffbauholz gehen können. — So hob sich ein armer Holzhauer durch seinen Fleiß und seiner Thätigkeit empor, und mit sich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen baute und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenerzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne doch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gastfrei ohne Verschwendung. Nicht leicht verging eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und Ferne einen frohen Tag bei ihm gehabt hätten. Ungeachtet dieser edeln Genüsse und der großen Kosten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verursachte, und ungeachtet der großen Kriegs-Lasten und einige Jahre zuvor erlittenen Plünderungen, hinterließ er

noch ein Vermögen von 150,000 Rthlr. (270,000 Gulden). Er endete seine rastlose und merkwürdige Laufbahn am 4. Mai 1803, in seinem 70sten Lebensjahre, nachdem er 6 Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

Androklus.

Es dränget und woget in heiterer Stunde
Des leuchtenden Morgens ein brausender Strom
Hinauf zu des Circus gewaltigem Runde,
Sich festlich zu freuen, das jubelnde Rom.
Der Kaiser ist gütig; ob Gaben, ob Spielen
Soll freier das Volk und erquicket sich fühlen.

Schon tönen die Hörner, Trompeten erschallen,
Es zeigt der Fürst sich im Purpurgewand,
Die Grüße der sehnsüch Erwarteten hallen,
Sie segnen mit Lippen, mit Augen und Hand.
In strahlender Milde, durch dankendes Nicken
Erwiedert der Kaiser des Volkes Entzücken.

Und jezo vom herrlichen Sitze hernieder
Mit mächtigem Blicke gebietet er: still!
Da lagert die rauschende Menge sich wieder,
Und dumpfzig erhebt sich des Wildes Gebrüll;
Ein Wink — und es klaffen die Zwinger, die Schranken,
Entsetzen und Grausen betäubt die Gedanken.

Verbrecher, zum schmählischen Tode gerichtet,
Betreten des Mordes eröffnete Bahn;
Zerfleischet von reißenden Zähnen — vernichtet,
Soll Marter und Strafe die Sünder empfab'n.
Doch Waffen sind karg den Verdammten gegeben,
Ob einer durch Kämpfen sich friste das Leben.

Und schon ist gefaßter die schauende Menge,
Der Menschen vertilgenden Spiele gewohnt,
Daß früh zu des Krieges unseliger Strenge,
Der Muth sich bereite dem Siegen nur lohnt.

Es fliegen hinunter die spähenden Blicke,
Zu forschen, wo Streit und Vertheidigung glücke.

Da siehe, da bäumt sich im heulenden Kreise
Des grimmigigen Wildes ein schnaubender Leu;
Es blizet sein Auge nach zuckender Speise,
Die sterbend ihm Lust und Ersättigung sei.
Kein Löwe, kein Tieger — in Schaaren zu zählen —
Erdreißet vor ihm sich, die Beute zu wählen.

Und rings im erschrock'nen Gedräng' der Verzagten,
Der Mörder und Räuber, dem Tode geweiht, —
Ob sie sonst vermessen das Grauseste wagten,
Ist keiner, der tröstender Hoffnung sich freut.
Zu wüthend, zu mächtig, in scheußlichen Horden
Sind tausend Verderber gerüstet zu Norden.

Vom Grunde gehoben mit tödtlichem Dräuen,
Als bräch' er vom Himmel, ein Adler herein,
Erwählet sein Ziel sich der Erste der Leuen,
Und stürzt hinab in der Schuldigen Reih'n.
Es zittern die Frevler, mit klagenden Tönen
Entfliehet den Herzen verzeifelndes Stöhnen.

Wie staunet das Volk! wie verkündet es schweigend
Der hohen Bewunderung stilles Gefühl,
Als ruhig der Springer zur Erde sich beuget,
Und friedlich gelagert im Schreckensgewühl.
Die Füße des Opfers, vor allen erlesen,
Mit Schmeicheln belectet, mit freundlichem Besen.

Aufathmend hernieder nun blicket der Arme,
Dem sicheres, schnelles Verderben gedroht;
Nicht hofft' er, daß seiner der Leu sich erbarme,
Doch fühlt er, befreundet, verschoben den Tod,
Und Wunder! mit freudig=erglänzenden Blicken
Beginnt er zum Löwen sich grüßend zu bücken.

Wie Mägdelein Kosen mit sammentenen Händen
Das zärtliche Läubchen am Busen gehegt,
So waget der Sklave die trogenden Lenden
Des Königs der Thiere, der sanft sich gelegt;

en). Er
i 1803,
ng einen
tte.

Mit spielender Hand zu berühren, zu streichen —
Es duldet der Starke das trauliche Zeichen.

So weisen auf blutigem Sande die Weiden,
Von Mord und Zerstörung und Schander umringt;
Kein Raubegselüsten beweget zu scheiden
Den Leu, der die Bier und den Hunger bezwingt;
Doch drängt er hervor sich, den Freund zu bewachen,
Wenn tückisch sich nahet ein gährender Rachen.

Entzückt ob des edlen Thieres Geberden,
Erhebt sich die Menge mit Jubelgeschrei:
„O möchtet verschonet, begnadigt sie werden!“
Da winket der Kaiser: „Ich gebe sie frei!“
Es öffnet im Nu sich die klirrende Pforte,
Zu schützen die Zwei am gesicherten Orte.

Und rasch zu dem Throne den Sklaven zu führen,
Sind Boten entsendet — sie kommen zurück:
Es ließ in der Seele der Kaiser sich rühren,
Es grüßte' den Erlösten mit heiterem Blick;
Was konnt' im gewißsten Tode dir nützen,
Das selbst dich ein Wüthender mußte beschützen.

„Ach, Kaiser!“ — versetzt der Befreite mit Thränen —
„Mir schenken die Götter selbst schonende Huld;
Ich wag' es im innersten Busen zu wähen,
Sie fanden mich schmählischen Todes nicht schuld.
Da ließen sie dich, den sie pflegen und lieben,
An deinem Gefang'nen so Gnädiges üben.“

„Vor Jahren geraubt und verkauft in den Hafen,
Wo Pharus die Leuchte den Schiffenden zeigt,
Erniedrigt zum letzten verachteten Sklaven,
Ward tief ich vom strengen Proconsul gebeugt.
Androklus — so hieß ich im heimischen Lande —
Androklus ersag der drückenden Schande.“

„Nicht fürder die Quaken der Geißel zu tragen,
Um kleines Vergehen gefoltert zu sein,
Beschloß ich, o Kaiser! das Leben zu wagen,
Vom Toben des Harten mich kühn zu befrei'n.“

In nächtlicher Stunde gelang mir's, die Küste,
Die Stadt zu verlassen mit Flucht in die Wüste."

"Vier Tage durchschweift' ich im Laufe die Felder,
Die Thäler und Felsen, den brennenden Sand;
Dort fühlen den Pilger nicht schattige Wälder,
Frei wüthet der Sonne versengender Brand.
Da führt mich das Glück in entlegene Klüfte,
Zu fliehen des Südens erstickende Lüfte."

Still lag ich, und schlummert', und hoffte zu leben,
D'rauf strahlte des Morgens befreundetes Licht.
Ich will um ernährende Kräuter mich heben. —
Da wirft mich zu Boden ein gräulich Gesicht.
Mit drohendem Brüllen zur Höhle gewendet,
Erscheinet ein Löwe, dem Drusus entsendet."

"Ohnmächtig verging ich vor Hunger und Schrecken,
Nicht war ich des Seins mir im Herzen bewußt,
Bis wieder mich weckte vertrauliches Lecken,
Und Sinne mir kehrten zur starrenden Brust;
Es beugte der Len sich mir über die Wangen,
Und stöhnt', als ergriff' ihn ein schmachtend Verlangen."

"Bald wagt' ich, den Grimmigen fest zu beschauen,
Da hob' er in Jammergeberden den Fuß,
Und küßt' ihn mit willig gebändigten Klauen,
Das faßt in die Hand ich empfangen ihn muß.
Es glühet die Wange, verderblich geschwollen,
Ein Splitter darin, und die Wunde verquollen."

"Mit redlichem Streben befrei' ich den Kranken
Von herber, unendlicher, tödtender Pein:
Und edel dem glücklichen Retter zu danken,
Bemüht sich der Löwe mit stetem Gedel'h'n.
Drei Jahre verstand er, an jeglichem Morgen
Für Speise dem gastlichen Freunde zu sorgen."

Ach, wär' ich geblieben in sicherer Höhle! —
Nun zog mich zu redenden Menschen das Herz.
Ich spähete, daß leis' ich von dannen mich stöble,
Doch schied ich mit Behmuth und innigem Schmerz."

Vergessen gedacht' ich mein listiges Fliesen,
Und hoffte zur heimischen Hütte zu ziehen.

„Umsonst! Es erkennen mich wieder die Schergen,
Und schleppen zum finstern Herren mich hin;
Nicht wollt' ich die und den Namen verbergen,
Nicht konnt' ich erweichen den zürnenden Sinn;
Der heiligen Roma zu blutigem Spiele,
Versandt' er mich strafend, zu büßen wie Viele.“

„Nun hab' ich verstanden, die Himmlischen dachten
Mich also zu retten von Todesgewalt,
Da sie zum Kampfe den Löwen mir brachten,
Der wieder mich kennt in der Trauergestalt;
Wie schmerzende Wunde ich einst ihm geheilet,
Und mit ihm die trauliche Höhle getheilet.“

„Du sahst es, mein Fürst und mein herrlicher Kaiser!
Wie mitten aus allen Verdammten er frei —
Als wär' er im dankenden Herzen ein Weiser —
Mich wählte und schirmte, so hold und getreu.
Er hat dir beweget die göttliche Seele,
Daß froh mich den Lebenden fürder ich zähle.“

Voll stillen Ergößens vernimmt die Geschichte
Des hohen Augustus erhabener Muth.

„Geh!“ — ruft er — „Androklus! vor meinem Gerichte,
Sei ledig gesprochen dein Leben, dein Blut!
Erfreue dich sicher mit deinem Gefährten,
Doch Gutes um Gutes vergilt dem Bewährten!“

So gnädig der Kaiser; es jauchzet die Menge,
Mit Thänen erhebt sich die schonende Huld.
Es hallen ihm freundige Jubelgesänge,
Daß mild er getilget die lastende Schuld.
Der Kaiser versteht: „Wo die Himmlischen retten,
Da lösen auch Sterbliche willig die Ketten!“

Der treue Diener, oder: der grade Weg ist der beste.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in der freien Stadt Bremen der reiche und angesehenere Handelsherr Friedrich Stork, der bei allen seinen Mitbürgern in größter Achtung stand und deshalb auch schon seit Jahren die Stelle des zweiten Bürgermeisters vertrat. Seine Gerechtigkeitsliebe wie seine Wohlthätigkeit waren sprichwörtlich geworden. In seinem ausgedehnten Geschäfte herrschte die größte Pünktlichkeit; denn Herr Stork überließ nicht Alles seinen Gehülfen, sondern arbeitete auf dem Comptoir selbst fleißig mit, und führte über die vielen Schreiber eine sehr genaue Aufsicht. Seine rechte Hand war sein erster Buchhalter, Herr Gottlieb, dem er unbedingtes Zutrauen schenken konnte; denn dieser treue Diener war für das Wohl seines Herrn mehr besorgt, als für sein eigenes. — „Es muß etwas Wittiges vorgefallen sein,“ sagte eines Tages der jüngste Schreiber zu seinem Nachbar, „denn der Herr Patron sieht so mühsüchtig aus und arbeitet unausgesetzt mit Herrn Gottlieb zusammen.“

— „Weißt du denn nicht, daß sein Nefse aus Rio-Janeiro angekommen ist, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen?“

— „Ei, ei! das ist gewiß der junge Stuger, der einigemal hier im Hause gewesen, und der in der ganzen Stadt so Aufsehen erregt.“

— „Ja der ganzen Stadt? das heißt doch wohl nur in allen Kaffee- und Weinhäusern? Ja, der ist's, und Herr Stork ärgert sich gewiß nicht wenig, daß eine so ansehnliche Erbschaft in die Hände eines jungen Verschwenders geräth.“ In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Herr Gottlieb trat herein, wodurch dem Gespräch ein Ende gemacht wurde. Die Schreiber hatten indessen so unrecht nicht gehabt. Die Sache verhielt sich so. Stork's Schwester hatte einen reichen Engländer, Namens Brown geheirathet und war mit demselben nach Amerika ausgewandert. In Rio-Janeiro hatte er sich niedergelassen, allein das gelbe Fieber raffte ihn schon im ersten Jahre seines Dortseins hin. Die Wittwe blieb mit ihrem einzigen Sohn, Jean Brown, dort, weil ein Bruder ihres verstorbenen Mannes ebenfalls dort ansäßig war. Schon im zartesten Knabenalter hatte Jean seiner Mutter die größten Sorgen gemacht, denn er war unbändig und wild, und hörte selten auf das Wort seiner verständigen Mutter. Als er eben das zehnte Jahr erreicht hatte, starb auch die Mutter und nun war Jean eine Waise. Die Mutter, welche über ihr eigenes Vermögen

frei verfügen konnte, hatte in einem Testamente ausdrücklich bestimmt, daß Jean ihr Vermögen erst nach seiner Großjährigkeit erhalten sollte; dasselbe aber so lange in den Händen ihres Bruders, des Kaufmanns Friedrich Stork verbleiben könne. Dann ersuchte sie noch in ihrem letzten Willen den geliebten Bruder, sich des Knaben anzunehmen. Als die Nachricht in Bremen ankam, schrieb der Kaufherr sogleich nach Rio-Janeiro, und erbot sich, den Knaben in sein Haus aufzunehmen; allein der Bruder des verstorbenen Brown's erklärte, daß er als Vormund den Knaben bei sich behalten würde. Jahre waren seit jener Zeit hingegangen. Da erschien auf einmal Jean Brown bei seinem Onkel, und machte seine Ansprüche auf die Erbschaft geltend. Herr Stork hatte ihn auf das Herzlichste aufgenommen und ihn gebeten, bei ihm zu wohnen; allein der junge Amerikaner, der ein freies, ungebundenes Leben mehr liebte, als den Aufenthalt in einer stillen Familie, erklärte schon am ersten Tage, daß er im Gasthose wohnen würde. Herr Stork wurde darüber sehr betrübt, denn er erkannte sogleich, daß sein Nefse auf einem gefährlichen Wege war. Der heißblütige Amerikaner hatte erwartet, daß er sogleich bei seinem Erscheinen die ganze Erbschaft baar in Empfang nehmen könnte, und hatte sich darin sehr geirrt. Sein Oheim erklärte ihm, daß ein verständiger Kaufmann nie so große Summen Geldes baar liegen habe, sondern dasselbe in Verkehr setze, damit es seine Zinsen bringe. Er würde ihm aber die Erbschaft auszahlen in Baar und in Wechseln; zuvor aber seine Bücher in Richtigkeit bringen, indem von nun an eine bedeutende Summe dem Geschäft entzogen würde. Das sei eben ein Geschäft, welches sich nicht in ein Paar Stunden abmachen lasse.

Abend und lärmend hatte der Nefse seinen Onkel verlassen und war seinen Vergnügungen in den Wirthshäusern nachgegangen. Hier lernte er einen durchtriebenen Advokaten kennen, den man mehr fürchtete, als achtete. Der Herr Schröpi, so hieß der Advokat, der die Rechtswissenschaft studirt hatte, nahm es mit dem Recht eben so genau nicht, und es machte ihm das größte Vergnügen, Recht in Unrecht zu verkehren, und Unrecht in Recht.

Dieser Rechtsverdreher nun gab sich alle Mühe, den jungen Amerikaner für sich zu gewinnen, damit er einen Theil der Erbschaft als Beute davon tragen möchte. Kriechend freundlich schloß er sich an Jean an, tadelte den alten Bilz, wie er den braven Stork nannte, der gewiß nur darauf aus sei, seinen Herrn Vetter zu betrügen. Jean ging richtig in die Falle und war bald der

bestä
zu
Jean
Frau
die
zu f
und
eing

beste
gewi
tum
daß
Geg
Adv
brüt
Jean
Sur
war

an i
son
der
dank
einzi
es u
müß
daß
nicht
selbe
Wil
rufen
in e
Kind

„und

stroh

und
mög
meir
verf

rücklich be-
schäftigkeit
ihres Bru-
ne. Dann
en Bruder,
reimen an-
und erbot
der Bruder
den Kna-
Zeit hinge-
inem Onkel,
Herr Stork
gebeten, bei
freies, un-
einer stillen
sofe wohnen
er erkannte
war. Der
bei seinem
men könnte,
ihm, daß
Geldes baar
seine Zins-
en in Baar-
keit bringen,
Beschäft ent-
sich nicht in
Onkel verlassen
nachgegangen,
den man
so hieß der
es mit dem
größte Ver-
in Recht.
den jungen
heil der Erb-
andlich schloß
er den braven
Herrn Vetter
war bald der

beständige Gesellschafter des Herrn Schröpf. Dieser ludete ihn oft zu sich ein, und veranstaltete Feste und Spazierfahrten, wobei Jean Brown und die Nichte des Advokaten, ein junges, schlaues Frauenzimmer, die Haupt-Personen waren. Susanna, so hieß die angebliche Nichte, war schlau genug, den reichen Erben an sich zu fesseln, der es auch an werthvollen Geschenken nicht fehlen ließ, und bald als ihr erklärter Bräutigam täglich bei Schröpf aus- und einging. Das hatte der nichtswürdige Advokat nur gewollt. —

Herr Stork hatte endlich seine Rechnungen geordnet und er bestellte seinen Neffen zu sich, um die Erbschaft auszuzahlen. Eine gewissenhafte Gerichtsperson war zugegen, um die nöthigen Dokumente auszustellen, und es ärgerte den Herr Schröpf nicht wenig, daß Herr Stork ihn ersuchte, sein Haus zu verlassen, indem seine Gegenwart überflüssig sei. Mit einem drohenden Blick warf der Advokat die Thüre hinter sich zu und eilte nach Hause, Rache brütend in seinem Herzen. Wie funkelten die Augen des Herrn Jean, als er die Haufen Goldes vor sich sah, und noch größere Summen empfing er in Wechseln. Als die Quittung vollzogen war, wollte der Oheim noch einige ernste Worte der Ermahnung an ihn richten; allein dazu hatte er keine Zeit, solche anzuhören, sondern verließ mit einem kalten Abschied das Haus. Traurig blickte der brave Kaufmann seinem Neffen nach, und setzte sich dann gedankenvoll in das Sopha. Julie, seine Tochter, sein geliebtes einziges Kind, suchte den Vater aufzuheitern; denn sie glaubte, es mache dem Vater Kummer, daß das Geschäft beschränkt werden müßte. „Ach, nein, mein Kind,“ sagte der Vater, „ich fühle, daß ich reicher bin, denn je, weil ich ein Kind besitze, das mir nicht mein Alter verbittert, sondern die Freude und der Stolz des- selben ist. Aber nun denke an deinen Vetter! Was wird aus dem Wildfang werden? denke daran, daß er in die Hand des ver- rufenen Schröpf gerathen ist! daß er sich mit dessen Nichte, die in eben so schlechtem Rufe steht, verlobt hat! Das ist's, mein Kind, was mich so traurig macht.“

„Aber du hast ihn ja gewarnt, lieber Vater,“ sprach Julie, „und hast also deine Pflicht gethan. Sei deshalb auch wieder froh, denn ich kann dich nicht traurig sehen.“

— „Du bist ein gutes Kind,“ sagte Herr Stork; „geh jetzt und bitte Herrn Gottlieb, daß er diesen Abend unser Gast sein möge. In seiner Gegenwart werde ich den ungerathenen Sohn meiner Schwester vergessen.“ Die Tochter gehorchte, und der Abend verfloß ruhig und im heiteren Gespräch. Mitternacht war schon

vorüber, als Herr Stork von seinem alten, treuen Hausknechte Peter geweckt wurde. Herr Stork kleidete sich eiligst an und kam aus seinem Schlafzimmer. „Nun, was gib's, alter Peter?“ fragte er den zitternden Diener. — „Herr,“ antwortete dieser, „ich hörte am Lagerhause etwas brechen und eilte hin, um zu sehen, was da sei. Und denken Sie sich, vor der Thür des Lagerhauses liegt ihr Nefse, aber todt, mausetodt.“

Herr Stork wäre bei dieser Nachricht bald umgesunken, so erschüttert war er. Was war da zu thun? Er wollte eifends zum Gericht schicken; aber würde man ihn nicht in Verdacht haben, trotz seines unbescholtenen Namens? In dieser fürchterlichen Angst verlor Herr Stork seine ruhige Besonnenheit, die ihm sonst stets eigen war, und er nahm zu Maßregeln seine Zuflucht, die ihm unendlichen Kummer bereiteten. „Hör, Peter!“ sprach er zum Diener, „du weißt, wie die böse Welt ist, sie wird mich zum Mörder meines Nefsen machen, wenn seine Leiche hier gefunden wird. Ich verlasse mich auf deine Treue und Verschwiegenheit. Wir wollen die Leiche in einen Woll sack packen und du fährst sie morgen, mit Tagesanbruch zur Stadt hinaus. Willst du das?“ — „Herr,“ sprach Peter, „was sie mir befehlen, werde ich pünktlich vollbringen, und auf meine Verschwiegenheit können sie rechnen.“ — Gefügt, gethan! Die Leiche wurde am nächsten Morgen zur Stadt hinausgefahren und in die Weser versenkt. Zwei Tage später wurde die Leiche gefunden und zur Stadt gebracht. Das gab ein großes Aufsehen. Herr Schröps wagte es sogar in öffentlichen Weinhäusern allerlei Muthmaßungen laut werden zu lassen. Die Gerichte wurden aufmerksam, und als endlich Klaus Murr, ein Nachtwächter, öffentlich erzählte, er habe an dem Tage nach dem Verschwinden des Herrn Brown früh morgens den Peter, den Hausknecht des Herrn Stork zur Stadt hinausfahren sehen, wurde der Hausknecht vorgesordert, um darüber Aufschluß zu geben.

Peter gerieth in die größte Verüstzung, als die Wache kam, um ihn abzuholen; allein Herr Stork begleitete ihn, und sprach ihm Muth ein. Als sie vor den Richtern erschienen, sprach Herr Stork: „Meine Herren, in der Uebereilung habe ich eine That gethan, die ich seit zwei Tagen beständig bereut habe.“ — Ein leises Gemurmel lief durch die Menge. — „Nur die Mitbürger, welche mich nicht näher kennen, werden einen Verdacht auf mich werfen und einer That beschuldigen, deren ich nicht fähig bin. Die Leiche meines Vetter's wurde nach Mitternacht in die Nähe meines Hauses gebracht, und gewiß in der Absicht, einen bösen Verdacht auf mich

zu
und
Bef
Got
Tod
im
Her
mei
ih
wert
Kon
zu
ant
zu
Her
ver
wie
fan
eine
ver
ver
der
ver
lich
hat
geh
sein

M
St
hör
sei
har
der
gef
bei
vie
ein
wa
zu
sch

zu werfen. In der Uebereilung wollte ich diesem Verdacht entgehen, und habe allerdings die Leiche wegschaffen lassen. Peter hat meinen Befehl vollzogen; er ist also unschuldig. Ich aber bezeuge vor Gott, dem Allwissenden, daß ich die Wahrheit gesagt habe.“ Todtensille trat ein. Endlich bat der Advokat Schröpf, der auch im Saale war, um die Erlaubniß reden zu dürfen. „Meine Herren Richter,“ rief er, „der Ermordete war der Bräutigam meiner Nichte, und ich darf deshalb wohl in der Eigenschaft als ihr Vertreter darauf bestehen, daß diese Sache genau untersucht werde. Ein Mann, der eine so sträfliche Handlung unternehmen konnte, und eine Leiche bei Seite schaffen, ist jedenfalls auch noch zu andern Thaten fähig. Im Namen meiner Nichte muß ich darauf antragen, beide, Herrn Stork sowohl, wie seinen Diener in Haft zu nehmen, und ihnen den Proceß zu machen.“ So sehr auch Herr Stork in der Achtung aller Richter stand, die Sache war zu verwickelt, als daß sie ihn hätten in Freiheit lassen können. Gott, wie jammerte die arme Julie, als sie hörte, ihr Vater werde gefangen gehalten. Herr Gottlieb suchte sie zu trösten, lief von einem Rathsherrn zum andern, von einem Richter zum andern, aber vergebens. Um den Verdacht nun aber noch größer zu machen, verbreitete sich am nächsten Morgen die Nachricht: Herr Gottlieb, der erste Buchführer des Herrn Stork, habe heimlich die Stadt verlassen, und möchte also ein Mitschulziger sein. Es war wirklich so, Herr Gottlieb hatte die Stadt verlassen; von Keinem hatte er Abschied genommen, als von Julien, die ihn gar nicht gehen lassen wollte. „Es ist zu unserer Rettung nöthig!“ war sein letztes Wort gewesen.

Die Untersuchung nahm ihren Anfang. Der Nachtwächter Murr hatte eidlich ausgesagt, daß er, als er um Mitternacht am Stork'schen Hause vorbeigekommen, in demselben einen Lärm gehört, wie wenn streitende Personen an einander gerathen. Dann sei Alles plötzlich still geworden. Später habe er Licht im Lagerhause gesehen, und deutlich wahrgenommen, wie Herr Stork und der Peter einen Sack zugebunden. Am nächsten Morgen habe er gesehen, daß der Peter aus der Stadt gefahren. Herr Stork blieb bei seiner Aussage und Peter wußte nichts hinzuzusetzen. Etwa vierzehn Tage mochten vergangen sein, als der Nachtwächter Murr eines Diebstahls überführt wurde und also ebenfalls in's Gefängniß wanderte. Schröpf gab sich alle Mühe, die Ehrlichkeit des Murr zu beweisen, und wußte die rührendsten Beispiele von seiner Rechtchaffenheit zu erzählen. Murr sah indeffen neben Peter und war

bei ihm in voller Thätigkeit. „Du bist ein dummer Kerl,“ redete er ihn eines Abends an, „daß du nicht auf deinen Herrn bekennst. Er hat's gethan und kein Anderer. Aber weißt du, was mit dir geschieht?“ — „Nein, wie soll ich das wissen.“ —

„Dein Herr hat ausgesagt, du hättest den jungen Herrn erschlagen, und nun wirst du gehängt werden. — „Es ist unmöglich, daß mein treuer Herr so etwas sagen sollte.“ — „Treue hin, Treue her!“ Jeder ist sich selbst der Nächste! so denkt der Kaufmann und so würde ich an deiner Stelle auch denken. Wenn er nichts gegen dich ausgesagt hätte, so wärest du schon längst in Freiheit. Aber es ist, wie ich dir sage. Dein armes Weib und deine Kinder leiden Hunger!“ Peter gerieth in die größte Verzweiflung. Als nun vollends am nächsten Tage Murr aus dem Verhör wieder in's Gefängniß kam, und dem Peter erzählte, er, der Peter wäre bereits zum Galgen verurtheilt, und würde in den nächsten Tagen hingerichtet werden, gerieth der arme unschuldige Mann in solche Verwirrung, daß er seiner Gedanken nicht mehr mächtig war. Er fing kläglich an zu weinen und rief: „Ich will Alles bekennen! Hängt mich nur nicht auf?“ Der Gefangenwärter machte davon Anzeige und Peter wurde vor den Richtern geführt. Auf die Frage: „Ob Herr Storck schuldig sei, und den Raffen erschlagen habe?“ antwortete der Hausknecht unter Weinen und Winseln: „Ich kann ja nicht anders, ja! ja! er ist schuldig. Ach, Gott! der gute Herr! nein, er ist nicht schuldig. Aber hängt mich doch nicht auf! Ihr Herrn, Ich will ja Alles bekennen.“

Die Richter konnte aus dem verwirrten Gespräch nicht klug werden; indessen wuchs der Verdacht gegen den Kaufmann immer mehr. Endlich nahte der Tag, wo das Urtheil gefällt werden sollte. Herr Storck erschien vor den Schranken des Gerichts, bei dem er früher oft selbst als Richter gesessen. Seine sonst aufrechte Gestalt war gebückt, bleich seine Wangen, Furchen durchwühlten seine Stirn. Als er aufgefordert wurde, sich zu vertbeidigen, sprach er im feierlichen Tone: „Ich habe meinem Bekennnisse nichts hinzuzusetzen. Ich bin unschuldig. Gott hat nach seiner Weisheit diese herbe Prüfungen über mich verhängt; ich will sie als Christ geduldig tragen, und hätte ich auch das Schlimmste zu erwarten. Bedenket, ein höherer Richter waltet über uns Alle! Er wird die schwarze That gewiß an's Licht bringen.“ — —

„Ja, ja! er hat sie an's Licht gebracht!“ rief eine Stimme in den Saal hinein, und vor den Schranken des Gerichts erschien Herr Gottlieb. „Er hat sie an's Licht gebracht!“ sprach weiter

der
daß
nich
lasse
Mei
Sch
gehi
sieh
dem
die
den
die
folg
war
hau
prä
sie
der
von
lein
übr
fol
hab
und
mi
Br
gef
ben
we
daß
hab
jur
zu
der
Br
der
Lei
mi
ihr
die
die

„I,“ redete
en bekennst.
as mit dir

Herrn er-
ist unmög-
Treue hin,
der Kauf-

Wenn er
längst in
Weib und
rößte Ver-
aus dem
zählte, er,
irde in den
unschuldige
nicht mehr
„Ich will
ungewörter
ern geführt.
den Rissen
seinen und
aldig. Ach,
Aber hängt
bekennen.“

nicht klug
ann immer
kält werden
erichts, bei
nst aufrechte
urchwühstest
igen, sprach
nichts hin-
er Weisheit
e als Christ
u erwarten.
Er wird die

ine Stimme
ichts erschien
sprach weiter

der Buchhalter, „und ich werde dem Herrn Richter die Beweise dafür liefern. Zuvörderst aber muß ich bitten, den Herrn Schröpf nicht aus dem Saale und den Nachwächter Murr herholen zu lassen. Hier aber habe ich den besten Beweis!“ Und durch die Menge wurde Susanna, die Nichte des Advokaten gebracht. Schröpf zitterte am ganzen Leibe und der Richter befahl, die Thüre gehörig zu besetzen. Gottlieb war so angegriffen, daß er kaum stehen konnte und der Richter ließ ihm einen Sessel bringen. Nachdem er sich etwas erholt hatte, begann er seinen Bericht: „Als die schwarze That an den Tag kam, fiel mein erster Verdacht auf den Advokaten Schröpf und seine Nichte. Auffallend war es, daß die letztere am Tage nachher abgereist war. Auf gut Glück verfolgte ich sie. Wochenlang bin ich umher geirrt, und meine Reise war vergeblich. Endlich besuchte ich vor einigen Tagen ein Banquierhaus in Köln, wo kurz vorher Wechsel auf das Haus Stork präsentirt worden waren. Ich höre, daß es eine Dame ist, welche sie hat anbieten lassen; überzeuge mich, daß es ein Wechsel ist, der dem Herrn Brown ausgestellt war. Die Polizei, welche ich von der Sachlage in Kenntniß setze, ist mir behülflich und das Fräulein Susanna wird verhaftet. Es finden sich bei ihr auch die noch übrigen Wechsel und diese Briefe von Herrn Schröpf, der ihr zu folgen verspricht, sobald er sich an Herrn Stork würde gerächt haben. Das Uebrige, meine Herren, wird Ihnen das Fräulein und der Helfershelfer des saubern Advokaten, der Nachwächter Murr, mittheilen. Susanna bekannte nun, wie Herr Schröpf den Herrn Brown immer zugetrunken, bis derselbe besinnungslos vom Stuhl gefallen sei. Dann hätte man sich seiner Baarschaft und der Wechsel bemächtigt und Herr Schröpf habe ihn auf die Straße bringen wollen. In der Trunkenheit aber habe Brown sich endlich, als das Bewußtsein etwas wiedergekehrt, zur Wehr gesetzt und nun habe ein mörderlicher Kampf zwischen dem Advokaten und dem jungen Amerikaner begonnen. Sie habe den Nachwächter Murr zu Hülfe gerufen und derselbe habe, auf Zureden des Schröpf, den Brown mit seinem schweren Stecke auf den Kopf geschlagen. Brown sei niedergesunken, um nie wieder aufzustehen. Jetzt hätte der Advokat dem Murr einige Goldstücke gegeben und er habe den Leichnam auf seinen Rücken genommen und fortgetragen. Sie sei mit den Wechseln und einigen Geldern abgereist, und Schröpf habe ihr folgen wollen. Murr hatte nicht den Muth zu läugnen, und die schwarze Mordthat lag am Tage. Der Richter befahl, Schröpf, die Susanna und den Murr abzuführen; dann aber erhob er sich

und sprach: „Gott, dem Allgütigen sei Dank, daß er die Wahrheit an's Licht gebracht. Wir aber wollen jetzt unsern lieben Mitbürger zurück in seine Wohnung geleiten und ihm unsere Liebe und Achtung beweisen, bis an's Erde.“ Stork und Gottlieb lagen weinend einander in den Armen. Die beiden Oberrichter nahmen Stork und seinen treuen Diener in die Mitte und schritten der Wohnung des Ersteren zu. Der Zug wuchs zu Tausenden an. Julie hatte die Nachricht schon vernommen. Sie kam ihm entgegen. Herr Stork nahm die Tochter und führte sie seinem Gottlieb zu und sprach: „Sei mein Sohn und ihr treuer Gatte. Gottes Segen ruhe auf diesem Tage!“

Gottlieb umarmte seine Braut und unter Thränen der Freude ertönte ein tausendfaches Lebehoch!

Gottlieb und Julie wurden ein glückliches Ehepaar, deren größte Freude darin bestand, ihrem braven Vater das Alter zu versüßen. Stork war und blieb geachtet von allen seinen Mitbürgern.

Und Schröpf? — der Bösewicht hatte sich selbst gerichtet: als nämlich am andern Morgen der Gefangenwärter in sein Gefängniß trat, hatte sich der Advokat — erhängt. Murr und Susanna empfangen ihre wohlverdiente Strafe. Peter aber, ach! wie bereute er, daß er sich hatte verleiten lassen, seinen Herrn für schuldig zu erklären, blieb im Dienste des Herrn Stork, der ihm seinen Fehler gern verzieh' und ihn und seine Familie versorgte, auch alsdann, als er zur Arbeit unfähig geworden war. Br.

Die Haus-Hühner.

Bei der Ueberschrift wird der wißbegierige Leser wohl denken: die Haus-Hühner kennen wir doch so schon genau und haben Gelegenheit, sie alle Tage zu sehen; es wäre uns also lieber, wenn von einem andern Vogel, wenn es nun einmal ein Vogel sein soll, erzählt würde. Lieber Leser, die Hühner will ich dir nicht beschreiben, aber einig's von ihnen erzählen, was dir unbekannt sein dürfte. Unsere Hühner sollen von den Bankira-Hühnern abstammen, die sich wild in Asien befinden. Der Mensch hat sich zwar die Art der Haushühner ganz unterthänig gemacht; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche Unterwerfung viele Mühe kostete, ehe sie ganz gelang, und daß erst nach vielen Ge-

die Wahr-
lieben Mit-
unsere Liebe
ttlich lagen
ter nahmen
Schritten der
senden an.
n ihm ents
einem Gott-
atte. Got-

der Freude

aar, deren
s Alter zu
seinen Mit-

t gerichtet:
n sein Ges
r und Su-
, ach! wie
n für schul-
er ihm seis
sorgte, auch
Br.

ohl denken:
und haben
lieber, wenn
Vogel sein
ich dir nicht
re unbekannt
a-Hühnern
Mensch hat
macht; allein
erfung viele
vielen Ge-



Der gr̄ade Weḡ ist der beste.

nerati
Fuhr
den,
darül
schen
alten
ganze
nach
schwe
der n
herve
geäff
Leich
fälter
der
jezt
und
den,
nähe
ange
Häh
Men
und
Berg
ropa
Kam

merk
und
falt;
nicht
so r
Sin
Freu
wom
Küh
bilde
ihn
Mir
ihren
wen

nerationen (Geschlechtern) der Grad von Zugug eintrat, welche das Huhn jetzt hat. Die Zeit, worin die ersten Versuche gemacht wurden, verliert sich in's graue Alterthum, und keine Schrift gibt darüber Auskunft. Gewiß aber ist es, daß nur durch den Menschen die allgemeine Verbreitung dieses Vogels — welchen die alten Griechen vorzugsweise den „Bogel“ nannten — über die ganze Erde bewerkstelligt worden sein kann, da er seiner Natur nach Standvogel ist, und ihn seine kurzen Flügel und sein schwerer Körper am weiten und anhaltenden Fluge hindern. Nur der menschliche Verstand konnte ihn aus den einsamen Wäldern hervorlocken, welche die verwandten Arten noch bewohnen. Einmal gezähmt mußten sich aber die Hühner wegen ihrer Nützlichkeit und Leichtgligkeit ihrer Fortpflanzung bald weiter verbreiten, wobei die kälteren Klimate das Ihrige thaten, den ursprünglich wilden Sinn der Hühner zu zähmen und ihre Kraft herabzustimmen. Aber noch jetzt siegt zuweilen der männliche Muth, wenn sie wohlgenährt sind, und man sieht nicht selten solche Hähne, zwar ohne Kraft zu schaden, selbst den Menschen anfallen, der sich ihrem Hühnerhose nähert und ihnen unbekannt ist. Noch mehr aber zeigt sich diese angestammte Kraft und Wildheit in den bestigen Kämpfen der Hähne untereinander, welche schon längst zur Unterhaltung der Menschen geworden sind; denn wie schon bei den alten Griechen und Römern, so sind auch in Indien die Hahnenkämpfe das größte Vergnügen des Volkes, und selbst die gebildeteren Nationen Europa's, namentlich die Engländer, finden an diesem grausamen Kampfspiele ein unbegreifliches Vergnügen. —

Die Haushaltung der Hühner ist in vieler Hinsicht sehr merkwürdig. Der Hahn ist der absolute Monarch seiner Hühner und bewacht, führt und vertheidigt sie mit ununterbrochener Sorgfalt; er ruft denen, die sich entfernen wollen, und frißt sogar nicht, bis er sieht, daß seine Weiber auch fressen. Findet er Etwas, so ruft er sie zusammen, und man kann wohl im eigentlichen Sinne sagen, er spreche und unterhalte sich mit ihnen. Seine Freude, seinen Muth und seinen Sieg bezeugt er durch Krähen, womit er auch den Anbruch des Tages verkündet. Wegen seiner Kühnheit und Wachsamkeit ist der Hahn oftmals zu einem Sinnbilde gewisser Tugenden gemacht worden; namentlich stellten ihn die alten Griechen neben die Bildsäulen des Mars und der Minerva, und brauchten ihn zum Wahrzeichen auf den Schildern ihrer berühmten Helden. Die Hennen sind lange nicht so geschickt, wenigstens nicht so listig, als der Hahn; aber zum Rechtthun und

zur Erfüllung ihrer Naturpflichten sind sie gescheidt genug. All ihr Verstand ist Mutterliebe, und Mutterliebe hat all ihren Verstand in sich aufgenommen. Nacht und Tag geben sie nur seine Töne von sich, es sei denn, sie haben ein Ei gelegt; dann aber thun sie solches der Welt laut genug kund. Nimmt man der Henne, wie wir es thun, die Eier immer weg, so legt sie immer wieder von Tag zu Tag, immer hoffend, man lasse sie ihr. Geschieht das, und hat sie eine Anzahl zusammen, so fängt sie an zu brüten; denn sie will nicht unsern Tisch mit Eiern versehen, sondern Nachkommenschaft haben. Um die Jungen bekümmert sich der Hahn gar nicht, sondern überläßt die Fürsorge und Erziehung unbedingt der Mutter. Er darf es aber auch; denn diese sorgt für sie treuen und sorgfältigen Herzens, und wie des Hahnes Wachsamkeit zum Sprichworte geworden, so der Gluckhenne Mutterliebe.

Christus selbst hielt's nicht unter seiner Würde, seine Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Gluckhenne zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen. Das Bild ist einer der wohlthueendsten und lieblichsten! Wie sie starrt, wie sie ruft, wie sie so zärtlich leckt, wie sie den Jungen die Körnchen und Würmchen zerbeißt und vor das Schnäbelchen legt, wie herzlich sie stets auf sie sieht, wie sie zwischen ihnen steht und um sie hergeht, wie sie warnt, wenn ein Raubvogel in der Höhe dräuet! Die Jungen aber verstehen die Mutterstimme wohl und laufen herbei, und sie verbirgt sie alle unter ihre ausgebreitete Flügel und macht sie zum sichern Schilde und Gewölke, an welchem der Raubschnabel des Thieres, das nicht auf die Erde kommt, sondern nur im Fluge und Stöße eins erhaschen will, vergeblich anprallt, weil die Federn elastisch sind. Sie stellt sich vor sie auch gegen Hunde und Menschen. Alle Jungen kennen sie, und sie kennt alle genau.

Wenn mehrere Gluckhenen nebeneinander weiden, und die eine wirft, so laufen nur die ihrigen zu ihr; rufen beide von verschiedenen Seiten, so eilen die Kücheln, wenn sie gemischt waren, schnell auseinander.

Zwei Gluckhenen in einem Stalle wehrten sich mit ihren schlechten Waffen gegen einen Marder so furchtbar, daß sie zwar beide ihren Tod fanden, der Marder aber ausgehakte Augen hatte, zerpickt und bluttriefend war und kaum noch eine Strecke sich fort-schleppen konnte.

Was vermag Mutterliebe nicht?

Die Tiroler.

Der deutsche Tiroler ist ein gesunder, kräftiger, schöner Menschen Schlag mit offenen Zügen und einem klugen Ausdruck des Blicks, hoch und breitschultrig, langlebig, mehr als ein anderer Alpensohn, und bis ins hohe Alter ungeschwächt an Nüchternheit. Mannichfach von einander abweichend sind die Mundarten in Tirol; doch lassen sich im Ganzen drei Hauptgruppen unterscheiden, die Bregenzer, die Unterinntaler und die Zillertaler.

Malerisch ist die Tracht in diesem Lande insgemein, obwohl fast in jedem Thale eine besondere vorherrscht. Wie stattlich tritt der Inntaler auf in seinen das Knie bloß lassenden Badensstrümpfen und kurzen, dunklen, ledernen Hosen, mit dem breiten Gürtel und dem breiten Gesenträger über der rothen Weste, der kurzen Jacke und dem großen, runden, mit breiten Bändern geschmückten Hute, — dann die Unterinntalerin mit dem hohen, spitzigen Hute auf dem hübschen Kopfe, im kurzen Faltenrocke und dem stattlichen Lag; die Oberinntalerin mit dem grünen Filz- oder gelben Strohhut, im grünen Leibchen, mit weiten, blendend weißen Hemdärmeln. Wie hübsch sieht der Pustertaler aus mit dem breiten, grünen Hute auf dem rund geschornen Kopfe, in der dunkeln Weste und mit dem schwarzen, breiten, ledernen Gurt, der mit Federkielen gestickt ist. Der Passyrer hat seine braune Jacke roth und grün eingefasst, die Gesenträger braun und den Hut gelb. Die Bregenzerin, die an Schönheit den übrigen Tirolerinnen so vorangeht, wie der Zillertaler den Mannsleuten, trägt im Sommer eine himmelblaue Mütze; im Winter eine Pelzhaube auf dem Kopfe, ein buntes Leibchen und ein weißes, gesticktes Busentuch drüber.

Der Tiroler liebt seine Heimath und hat auch Ursach, sie zu lieben; er liebt sein Fürstenhaus, und wie er es liebt, getreu bis in den Tod, das hat er wahrlich dargehan. Eine wunderliche Mengung ist das in ihm: Wandertrieb und Heimweh, Naturbegehren und Kunstfertigkeit, Arbeitsamkeit und Handelsgeist. Dabei ist er, das kann ihm Keiner abstreiten, von Haus aus ein poetischer Mensch. Was seines Landes Natur in Himmelsbläue und Alpen- glühn, im Rauschen der wilden Wasser und im Donner der Schneelawinen Poetisches hat, in ihm ist das Alles so recht unmittelbar lebendig, es jauchzt oder trugt aus ihm heraus. Es ist Alles frischer Naturtrieb, der stimmt ihm die Rehle zum Gesang seiner

„Gafbreime,“ seiner „Trugliedl“ u. s. w., die auf der „Alm“ zu Hause sind. Wenn die Leuchtpäne geschnitten oder die „Latschen“ (Schuhe aus Ruthen) geflochten werden, dann quillt und strömt das Lied prächtig und unaufhaltsam, und das Hackbrett, die Mausestrimmel, die Schwüggelpfeifen tönen dazu. Im Eisenthal schreiten vor den Weinbergen abenteuerlich ausstaffirte Menschen herum die „Saltner“ (Weinhüter) mit gewaltiger Hellebarde, auf dem Kopf einen Hut mit Federn oder einen Eichhornsbalg, ein Paar Gemshörner auf der von einem ledernen Koller bedeckten Brust; die wissen in der ganzen poetischen Welt Tirols Bescheid und lassen den Dramen rieseln.

Der Tirolertanz besteht in mannigfachen, künstlichen Wendungen und Stellungen, in denen sich der Tänzer mit lebhafter Geberde unaufhörlich um die Tänzerin unter Geklatsch und Gestampf dreht und kreiselt. Aber außerdem gibt sich das poetische Talent des Tirolers auch im Streben des einfachen Handwerkers oder Bauern nach Erreichung künstlicher Formschönheit kund, zumal in Malerei, Bildhauerei, Baukunst u. s. w., und so sieht man nicht bloß die Kirchen, sondern auch die Giebel der meisten Häuser, wie sie massiv und in freundlicher Helle aus dem grünen Grunde der Landschaft blendend hervortreten, mit Bildern geschmückt, und auch der fromme Spruch fehlt nicht darauf, noch die das sinnige Gemüth bekundende Blumenzier auf der Gallerie, welche das erste Stockwerk eines Blockhauses umgürtet.

Die Mannhaftigkeit des Tirolers erinnert noch an jene alte Zeit, da der deutsche Bauer mit seinem Schwert an der Seite, seiner Feder auf dem Hut und seinem Stoßring in der Faust, trugig und herausfordernd einhertrat. Der Tiroler trägt noch, wie sein Nachbar, der Bauer im baierischen Hochlande, seinen Stoßring von Eisen und Silber mit einem großen Knopf zum Faustkampf. Und nun die „Robler“ (Rauser), zumal im Unterinntal und im Zillerthal! Ihr hört plötzlich einen gellenden Schrei im Gebirge; da steht der trugige Robler, der ihn ausgepfossen und dem sich alle Muskeln vom Verlangen nach einem tüchtigen Raufe abspannen, steht und erwartet mit Ungeduld, bis ein anderer den herausfordernden Schrei vernimmt und erwidert, ist das der Fall, dann geht jeder dem Schrei nach bis die beiden zusammenkommen. Nun gilt's! Ist Volk in der Nähe, so macht es den Kampfrichter. Es ist kein sanftes Werk, es geht blitzig her, daß die Glieder krachen, und oft heißt's: Zahn um Zahn, Aug' um Aug', oder Nase um Nase. Der Preis des Sieges ist,

„Alm“ zu
„Latschen“
und strömt
die Mauts-
al schreiten
herum die
dem Kopf
baar Gemb-
Brust; die
und lassen

lichen Wen-
nit lebhafter
nd Gestampf
tische Talent
orkers oder
, zumal in
st man nicht
Häuser, wie
Grunde der
kt, und auch
sinnige Ge-
he das erste

an jene alte
i der Seite,
der Faust,
trägt noch,
nde, seinen
Knopf zum
nal im Un-
ren gellenden
iha ausge-
nach einem
ngeduld, bis
d erwidert,
is die beiden
je, so macht
geht bigig
n um Zahn,
s Sieges ist,

daß der Ueberwinder dem Ueberwundenen die Federn vom Hut nimmt. Steckt er drei auf den eigenen, so soll dies sagen: er scheut Keinen, er nimmt's mit Federn auf. Leidenschaftlich liebt der Tiroler auch das Scheibenschießen und die Jagd, und wie gut er zielen kann, hat er oft bewiesen.

Eigenthümlich sind die Hochzeitsbräuche; fast jedes Thal weicht darin von dem andern ab, und namentlich sondern sich die Deutschen scharf von ihren romanischen Nachbarn. Im Zillertal halten sie's so: Wenn sich die Brautleute bei'm Landgericht anmelden, thun sie gerade, als wär's jedem Theil ganz bitterböds zu Muth; das soll für die künftige Ehe Glück bringen. Diese Form gewahrt, beginnt dann das freudige Werk mit dem „Nachtanz“ im Hause der Braut am Abend vor der Hochzeit; am darauf folgenden Morgen bringen die „Jungfernechte“ (Brautführer) den Gästen die „Masteln“ (rothlederne Streifen mit Messingspitzen), die sie an den Hut binden; die nächsten Verwandten bekommen noch Kränze von Silberdraht und Glasperlen. Die Morgensuppe, wobei außer Suppe noch Rindfleisch, Würste und Kuchen gereicht werden, eröffnet die Festlichkeiten; ihr folgt ein Tanz, diesem um 10 Uhr der Zug zur Kirche, wobei die Musikanten, flott aufspielend, voranziehen; hinter ihnen schreiten dann die jungen Burtschen heran, dann kommen zwei „Mantelträger“ und hierauf die Dirnen mit Kränzen in den Haaren, den besten Hut in der Hand. Sodann sieht man den Bräutigam begleitet von einem Weislichen und von einem Hochzeitsbitter, hinter ihm kommen die Männer; die Braut, die einen Rosmarinkranz, einen Gürtel mit einem Spigentuch und den Rosenkranz trägt, begleitet auch ein Weislicher und die Brautmutter (ihre leibliche Mutter, welche nicht mit zur Hochzeit geht, wird durch diese vertreten); hinterher kommen dann die Weiber alle. In der Kirche ist erst Messe oder Hochamt, dann Trauung, Opfergang und endlich Johannissegens. Von der Kirche geht's zum Mahl! Da wird stattlich aufgetischt, selten unter 10 bis 12 Gerichten; in der Mitte wird Suppe, zum guten Schluß das „Chrenkraut“ Speckkraut mit Knödeln (Klößen) gegeben, denn — das Mahl währt oft sechs Stunden, denn es wird wacker dazwischen getanz — eine Predigt und ein kurzes Gebet gehalten, und nun beginnt ein neues Essen. Dabei wird eine Schlange von Butterteig aufgetragen, zu gutem Schluß mit süßem Wein wacker angestossen und dann bringen die Gäste dem

Brautpaar das „Weißat,“ ein Geldgeschenk zur Bestreitung der Hochzeitskosten.
Eduard Duller.

X

Das verrufene Schloß.

Zur Zeit, als der alte Fritz noch über Preußen regierte, hat sich nachfolgende Geschichte zugetragen. Der Preussische Gesandte, Graf von M., kam aus Holland und wollte nach Berlin reisen. Damals gab's noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe; sondern die Reisen wurden per Wagen gemacht, und dies hatte seine großen Beschwerden, weil die Wege meistens schlecht waren. Graf M. hatte nun den Unfall, daß ein Rad des Wagens zerbrach, und er mußte in einem kleinen westphälischen Dorfe übernachten. Doch wo sollte er hier einkehren? Das einzige Wirthshaus war schlecht eingerichtet, und der Wirth gerieth in nicht geringe Verlegenheit, einen so vornehmen Gast zu beherbergen; den er doch unmöglich mit einem Stück Speck und einem Glase Kornbranntwein traktiren konnte. Da schlug sich zum Glück für Beide, d. h. für den Wirth, wie für den Gast, der Pfarrer des Dorfes in's Mittel, der von der Ankunft des Gesandten Nachricht erhalten hatte, und bat den Grafen, in seiner bescheidenen Pfarre Versteck zu nehmen, und über Küche und Keller zu gebieten. Graf M. nahm dieses freundliche Anerbieten mit Dank an und begleitete den Pfarrer in seine Wohnung, während man den Wagen zum Schmidt des Dorfes brachte, der ihn noch an demselben Abende, mit Hilfe des Zimmermanns, ausbessern sollte. Der Herr Gesandte fühlte sich bald in der Pfarre sehr behaglich, denn es fehlte nicht an den nöthigen Erfrischungen, und der Pfarrer war ein ebenso guter Gesellschafter, als ein kenntnißreicher Mann. Der Abend verflog in unterhaltendem Gespräch, und der Pfarrer theilte interessante Thatfachen aus der Geschichte des engeren Vaterlandes, der Grafschaft Mark, mit. So kam er auch auf das ausgestorbene Geschlecht der Grafen von S., deren Stammschloß unweit des Dorfes lag. „Wird denn das Schloß jetzt nicht mehr bewohnt?“ fragte der Gesandte. „Nein, gnädiger Herr!“ antwortete der Pfarrer, „und vielleicht doch; denn es geht in der ganzen Gegend ein böses Gerücht über dasselbe.“ —

„Ei, das wäre?“

streitung der
Duller.

— „Man erzählt sich nämlich, daß es in diesem Schlosse nicht geheuer sei und daß böse Gespenster darin ihr Wesen treiben.“

— „Hahaha! Und Sie glauben auch daran?“

— „Das nun eben nicht, gnädiger Herr; aber so viel ist gewiß, daß einige beherzte Männer, die auf's Schloß gegangen sind, um den Spuck zu untersuchen, nicht wieder zurückgekehrt sind. An Gespenstern glaube ich nicht; wohl aber an schlechte Menschen, die dort ihr Wesen treiben.“

— „Hören Sie, Herr Pfarrer, ich habe große Lust, auch den Spuck zu untersuchen; denn Furcht kenne ich nicht, und es wäre, nach meiner Ansicht, ein verdienstliches Werk, diesem Unwesen auf die Spur zu kommen.“

ken regierte,
ußische Ges
nach Berlin
Dampfschiffe;
d dies hatte
leicht waren.

Wagens zer-
Dorfe über-
rige Wirths-
in nicht ge-
bergen; den
Glase Korn-
t für Beide,
des Dorfes

bricht erhal-
Pfarrre ver-
ieten. Graf
nd begleitete
Wagen zum
ben Abende,
er Herr Ge-
enn es schlo-
er war ein
Rann. Der
farrer theilte
Vaterlandes,
s ausgestor-
loß unweit
t mehr be-
l“ antwor-
der ganzen

Der Pfarrer wandte alle seine Beredsamkeit an, den Grafen von seinem Vorsatze abzubringen, allein vergebens. Gegen 11 Uhr ging der Gesandte in Gesellschaft seines Dieners, mit Waffen versehen, nach dem Schlosse. Der Knecht des Pfarrers zeigte ihnen den Weg mit der Laterne, war aber nicht zu bewegen, bis an die verfallene Schloßbrücke sie zu begleiten. Dem Pfarrer hatte der Gesandte seine Papiere anvertraut, und ihm aufgetragen, falls er nicht zurückkehren würde, sogleich der Regierung davon Anzeige zu machen.

Auf dem Schlosse angekommen, durchschritten sie mehrere Zimmer. Der Schein der Laterne scheuchte die Feldmäuse aus ihren Schlupfwinkeln und sie schwirrten um die Köpfe der späten Gäste. Eine große Eule flog gegen das Fenster und ließ ihr „Uhu!“ ertönen, und die Wände gaben ein schauerliches Echo zurück. Dem Bedienten perlte der Schweiß von der Stirn, und im Herzen erwünschte er den Unfall, der sie in das unheimliche Schloß geführt hatte. Nachdem sie mehrere Zimmer durchschritten, machten sie in einem Halm, wo ein alter steinerner Tisch und ähnliche Bänke sich befanden. Jetzt wurden die mitgebrachten Kerzen angezündet, die Pistolen auf den Tisch gelegt und Graf M. zog ein Buch aus der Tasche, um sich durch Lesen noch munter zu erhalten. Ueber eine Stunde hatte er schon so gefressen, und nichts wahrgenommen. Der Bediente, der sich am Tage sehr angestrengt und den die Angst vollends ermüdet hatte, war in einen tiefen Schlaf gesunken, und Graf M., der Mitleiden mit ihm fühlte, ließ ihn ruhig schlafen.

Doch die Geisterstunde war noch nicht vorüber, als der Graf in der Ferne ein eigenthümliches Geräusch vernahm. Er horchte und rüstete sich zum Kampfe. Ketten klirrten und ängstliches Geschöhn ließ sich zwischen durch vernehmen. Jetzt flog die Thüre

auf, daß sie in ihren Angeln Enarrte. Sechs bis sieben Gestalten in langen Todtengewändern traten in das Zimmer. Geisterartig schwebten sie immer näher. Dem Grafen starb das Wort auf der Zunge; aber nur einige Augenblicke waren nöthig, um seine volle Geistesgegenwart wieder zu sammeln. In jeder Hand eine Pistole trat er dem Geisterzuge entgegen und donnerte ihnen ein „Halt!“ zu. „Wer seid ihr nächtliche Truggestalten? Keinen Schritt weiter, oder ich gebe Feuer!“ Die Gestalt, welche vorauf ging, verzog grinsend ihr Gesicht und ein schauerliches Gestöhne ließen die Uebrigen vernehmen. „Noch einmal befehle ich Euch, mir zu sagen wer Ihr seid, oder — — —“

Da winkte die andere Gestalt dem Grafen, daß er folgen möchte. Entschlossen, mit vorgehaltenen Waffen, schritt er den Truggestalten nach. Da — auf einmal — wankte unter ihm der Boden und er fiel in die Tiefe. Undurchbringliche Finsterniß umgab ihn; er tappte um sich und fühlte an eiskalte Wände. Der Fußboden war loser Sand, weshalb er sich auch beim Fallen nicht verletzt hatte; Er bereute jetzt doch den gewagten Schritt, den er gethan hatte; obgleich er seil überzeugt war, daß nur Betrug im Spiele sei. Endlich, — endlich — es mochten 10 Minuten vergangen sein — erschien eine verummte Gestalt mit einer Blendlaterne, und befahl, ihr zu folgen. Ein rother Mantel hing über ihre Schulter und ein blickendes Schwert trug sie in ihrer Rechte. Der Graf gehorchte und wurde in ein Gewölbe geführt, welches spärlich erleuchtet war. An einem langen Tische saßen zwölf Männer über und über schwarz verhüllt. In der Mitte des Tisches stand ein Todtenkopf und eine Sanduhr. Jetzt erhob sich der, der dem Todtenkopfe gegenüber saß und sprach: „Verwegener Fremdling, warum störst du uns in unserm Reich? Weißt du, was deiner wartet?“ „Möge meiner warten, was da wolle,“ entgegnete der Graf, „ich bin auf Alles gefaßt. Ich bin jetzt in Guern Hände und das Leben könnet Ihr mir nehmen. Nichts desto weniger rufe ich Euch in Angesticht, daß Ihr Werke der Finsterniß treibet.“

„Er sterbe!“ riefen die verummten Gestalten und der mit dem rothen Mantel erhob das blickende Schwert. „Ich bin bereit!“ rief der Graf, „aber höret, was ich Euch noch zu sagen habe! Ich bin der Graf M. und ein Gesandter Friedrich II. Der Pfarrer des Ortes weiß meinen nächtlichen Gang, und bin ich gegen Morgen nicht zurück, so wird dies verfallene Schloß umringt, Soldaten werden requirirt werden und es wird kein Stein

auf dem andern bleiben. Mein großer König wird meinen Tod rächen. Thut, was ihr wollt!"

Ein leises Gemurmel lief durch die Versammlung und der Graf wurde auf Befehl des Vorsitzenden in ein kleines Seitengewach geführt. Etwa nach einer Viertelstunde mußte er wieder vor der Versammlung erscheinen, die sich aber geändert hatte, denn die Vermummung war gefallen und die Männer saßen in gewöhnlicher Kleidung da. Der Sprecher redete den Grafen also an: „Herr Graf, wir bewundern Ihren Muth, und Ihre Standhaftigkeit stößt uns Achtung ein. Versprechen Sie uns mit einem feierlichen Eide, nichts von alle dem zu sagen, was Sie hier gehört und gesehen haben, so werden wir Sie ungefährdet wieder an den Ausgang des Schlosses bringen. Dieser Eid soll aber nur auf kurze Zeit Sie binden, und wir werden Sie davon in Kenntniß setzen, wann Sie Alles erzählen dürfen.“ „Ja, ich gelobe es!“ rief der Graf. Nun, so legen Sie Ihre Rechte auf diesen Todenschädel und sprechen Sie mir den Eid nach!“ — Der Graf gehorchte, und nach vollendeter Ceremonie wurde er in einen erleuchteten Saal geführt, wo ihn mehrere Männer und Frauen mit der größten Hochachtung empfingen, und ihm eine Erquickung anboten. Ohne sich zu bedenken, nahm der Graf einen Becher Wein an und trank denselben. Darauf wurde er an den Ausgang des Schlosses geführt. Der Graf weckte dann seinen Bedienten, der noch immer im tiefsten Schlaf lag, und ging wieder dem Pfarrhause zu. Wie freute sich der gute Pfarrer, als er den Gesandten glücklich und wohlbehalten wieder erblickte. Er wollte ihn mit Fragen bestürmen; allein der Graf bat lachend: „Lieber Herr Pastor, fragen Sie mich nicht! Aber Gespenster gib'ts nicht.“

Am Morgen war der Wagen wieder hergestellt und der Gesandte nahm von seinem freundlichen Wirthse Abschied. —

* * *

Es mochten etwa sechs Monate nach jenem Abenteuer verstrichen sein, als der Graf M. sich an der königl. Tafel zu Potsdam befand. Ein Lakai überreichte ihm ein großes Schreiben und bemerkte, wie ein Reiter mit vier schönen Pferden vor dem Schlosse halte. Der Graf erbrach das Schreiben und nachdem er es flüchtig durchlesen, wandte er sich an den König und sprach:

„Ew. Majestät, durch dieses Schreiben bin ich in den Stand gesetzt, Ihnen und den anwesenden hohen Gästen eine Mittheilung interessanter Art zu machen. „Ei, das wäre! Dann lassen Sie

sogleich hören!“ Nun erzählte der Graf sein Abenteuer in dem verrufenen Schlosse, und als er zu Ende war, las er das erhaltene Schreiben der hohen Gesellschaft vor. Es lautete:

Hochgeborner Herr Graf!

Durch dieses Schreiben werden Sie Ihres Eides entbunden; denn unser Geschäft, welches darin bestand, Geld zu prägen und zu verbreiten, ist beendigt und wir sind in Sicherheit. Die ganze Gesellschaft hat sich nach England übergeschifft. Nehmen Sie für Ihre Verschwiegenheit und als ein geringes Zeichen unserer Hochachtung beikommande Pferde an, von

den Unbekannten.

Der König sprang zuerst auf, und die Gäste folgten ihm nach den Fenstern. Vier schöne Rappen standen vor dem Schlosse; allein der Reiter, der sie gebracht, war verschwunden. Um aber bei den Landleuten den Glauben an böse Geister gänzlich zu vernichten, befahl der große König, das Schloß dem Boden gleich zu machen.

Die Reise auf den Brocken.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich flog wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar und ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen; in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thales. Morgenthau feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man sagt, das seien die Heerdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände,

sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit; die aus Käse und Brod bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben blanken Kühelein sprangen um uns herum, Klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmel=heber Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersät, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, sehen sie fester, als ihre bequemen Collegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hegen und zu tödten.

Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fast hoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Basen bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Schnucks-

laute, die Bäume flüstern, wie mit tausend Zungen, wie mit tausend Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wunderbar breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Mährchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, wenn hier die Hexen auf Besensstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen. In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blockberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das lang ersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Bernigerode erbaut. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig. Vor dem Hause steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in früheren Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

S. Heine.

Nadir.

Der finstre Menschenhasser Nadir wandelte über eine von Arabiens Steppen. Die Sonne stand in der Mitte des Himmels und warf ihre glühenden Strahlen auf den Wanderer, ringsum kein Baum, kein Gesträuch, welches einen erquickenden Schatten darbietet; Nadir's Auge suchte vergebens eine Quelle, seinen brennenden Durst zu löschen, er ging matt und langsam, er sah schwachend umher, ob keine mitleidige Welle herbeischweben wollte, ihm Regen und Kühlung zu schenken; so weit sein Auge reichte, glänzte der Himmel im hellblauen Gewande, der Sonne Strahlen wurden immer heißer, kein milder Wind wehte ihm Kühlung zu. Stille lag ausgestreckt über der Erde, die Vögel waren im Schatten des

fernten Waldes zurückgeflogen, und kein Dorf, kein Haus winkte dem Wanderer. Vor sich und um sich sah Nadir nur eine unermessliche Wüste, er beneidete die kleine Fliege, die sich in den Schatten des verdorrten Grases setzen konnte.

Nadir verwünschte tausendmal sein Schicksal, tausendmal das Schicksal der Menschen, denen ewig Dual und Schmerz auf jedem ihrer Schritte folgen. Durch den blauen Himmel geh' sich nach und nach ein sanfter Purpur, die Sonne sank, der Schatten flog über die Ebene.

„Dank sei dir, großer Prophet!“ rief der schwachtende Nadir, indem er über sich den Mond und die Sterne hervorkeimen sah. Er schlupperte sich langsam fort, seine Zunge leckte nach einem einzigen Wassertropfen. „O ging' ich im tiefsten Schnee des klip-pigen Kaukasus! könnt' ich jetzt durch einen Strom des Nordpols schwimmen!“ Er ging weiter. Es wehte ein kühlender Wind über die Heide, Nadir kam in einen Wald. Der Wind ward stärker, Wolken flogen durch den Himmel und löschten mit ihren schwarzen Fingern den Mond und die Sterne aus, der Sturm schüttelte den Wald, die Fichten seufzten, die Cypressen rauschten, Regen stürzte herab. Endlich sah Nadir, durch den verschränkten Wald ein fernes schimmerndes Licht, das durch das nasse Laub und durch den Regen ihm entgegenblickte: er drängte sich durch den Wald, durch Gebüsch, die ihn oft mit ihren nahen Armen umfaßten, er kam durch die Waldung und sah über eine Ebene das Licht vor sich glänzen.

Es war eine niedere Hütte, deren moosiges Dach vom Regen triefte; er schlug an die kleine Hütte, ein Hund bellte ihn aus dem Hese entgegen, der Wetterhahn des Daches knarrte im Winde, eine öffnete sich die Thür des Hauses, eine alte Frau trat heraus. — „Wollt ihr einem armen Wanderer erlauben, diese Nacht hier zu schlafen?“ flehte Nadir. „Sehr gern,“ war die Antwort. Sie führte ihn durch einen Gang in das Haus. „Dort, wo du das Licht durch die Thür flimmern siehst, dort geh' hinein.“ — Sie verließ ihn. Nadir bewunderte den großen Gang in der kleinen Hütte, seine Schritte hallten von der Mauer zurück, als er durch die Stille ging. Er stand vor der Thür, aus der das Licht ihm entgegenglänzte — er öffnete sie — und das Erstaunen schlug seine geblendeten Augen zu. Er trat in einen großen unermesslichen Saal, den tausend Lichter erleuchteten: die Wände glänzten von Marmor mit Gold umgossen, eine himmlische Musik schwamm auf den Wellen der Harmonie durch den Saal. — „Wo bin ich!“

rief Nadir. — Ein prächtig gekleidetes Frauenbild kam ihm entgegen, sie führte ihn zu einem Tische und lud ihn zum Essen; Nadir aß und wagte kaum die Augen empor zu heben. Als er gegessen und getrunken hatte, fühlte er sich durch neuen Muth, durch neue Kraft befeelt, er sah um sich. Tausend Lichter glänzten auf Kronleuchtern von Diamant, Saphire, Rubinen und Gold waren über die schön polirte Wände hingestreut, unsichtbare Musik goß sich umher und gaukelte um Nadir's Ohr, sein Auge verlor sich ermüdet in die entferntesten Bogengänge, ohne ihr Ende erreicht zu haben. Nadir's Staunen ward immer größer.

„Kommt!“ rief ihm die Vestigerin dieses Palastes zu, und führte ihn durch die blendenden Säle. Er sah sie mit allen Arten von Menschen angefüllt und weidete sich an den verschiedenen Gruppen. Hier tranken und aßen Einige, dort weinten Andre, Andre tanzten in fröhlichen Reihen. „Dieser Palast,“ begann Nadir's Führerin, „ist ein Werk meines verstorbenen Vaters, er suchte das Glück lange vergebens und fand es endlich mit mir in der Einsamkeit; zu seiner Erinnerung hat er mir dieses Spielwerk hinterlassen, das ich erneuern kann, so oft ich will. Er war ein mächtiger Zauberer, gewand in allen geheimen Künsten: auf sein Gebot entstand dieser Palast, er brachte in ihm die Welt im Kleinen zusammen. Sieh, jede Art von Menschen befindet sich hier: dort auf dem Thron sitzt ein König, seine Stirn schmückt das Diadem, seine Schultern umfließt der Purpur, er wird von Jederman beneidet, aber ach! er beneidet heimlich den Sklaven, der jetzt vor ihm kniet und zittert; er ist ein gütiger Regent, er macht Andre glücklich, ist aber selbst unglücklich. Jener Volkslehrer lehrt Demuth und haßt den, der neben ihm steht, weil er ihn mehr als sich geehrt glaubt. Dort an jene Säulen gelehnt steht ein Hause unglücklicher Menschen, in der Welt nennt man sie Kluge, sie sehen die Eitelkeiten der Welt ein, sie lassen sich durch keinen Glanz von Ehre noch von Reichthümern blenden, ihre Wünsche scheinen so mäßig, und sind doch so vielumfassend, werden fast nie erfüllt. Dort stehen Andre, für welche die Welt mit allen ihren Schönheiten gestorben ist: sie können keine Blume sehen, ohne ihr einen Namen zu geben und ihre Blätter zu zählen, keinen schönen Baum, ohne sein Laub und seine Rinde zu betrachten und zu bemerken, zu welchem Geschlecht er gehöre; sie kennen jeden Stern, der am Himmel flammt, und wissen die Stunde, wann der Mond auf- und untergeht; sie haschen jede Abendfliege und stellen sie in ihren Rang in der Schöpfung, sie sagen uns, daß

jeder Sonnenstaub bewohnt sei. Dieser Ballast ist zugleich auf eine wunderbare Art mit Gemälden ausgeziert; sie sind doppelt; auf der einen Seite stellen sie alles ernsthaft, auf der anderen das selbe lächerlich dar. Sieh, hier trauert eine Mutter um ihren einzigen Sohn, dieser Zuschauer weint gerührt, jener auf der anderen Seite lacht. Siehst du jene dort, die so bleich sind und starr auf die Erde blicken? Bei ihrer Geburt vergoß das Elend Thränen über sie und weihete sie sich dadurch zu seinen Kindern; sie können über ein gelbes Blatt weinen, das vom Baume auf die Erde fällt, sie hassen die Welt und sich am meisten, sie machen oft Andre glücklich, aber kein Anblick von Glück, kein Anblick der aufgehenden Sonne kann sie vergnügt machen; sie lächeln, aber ihr Lächeln ist als wenn die Abendsonne durch einen verdorrten Baum scheint, ihnen folgt das Unglück wie ihr Schatten, ihre Augen sind matt von Thränen, ihre Wangen bleich, sie sind die ärmsten Geschöpfe. Jener jauchzende Haufe verspottet sie, ihr Mund lacht stets, ihre Augen blinzeln Jedem freudig entgegen, die Welt nennt sie Theuren, sie sind glücklich, denn sie halten sich für weise, sie fragen nicht nach ihrer Bestimmung, sie durchlachen ihr Leben, lachen im Winter eben so wie im Sommer, beim Aufgang der Sonne wie beim Untergang, die Natur nahm ihnen jede sanftere Empfindung und gab ihnen das Vermögen, Alles lächerlich zu finden. Jene spielten mit ihrer Phantasie, der Verstand löste die Fesseln der gebundenen Einbildung, sie schoß wie ein Blitzstrahl dahin und nun hinkt der Verstand an seinen Krücken hinter ihr her und kann sie nicht einholen; jede Laute ist verstimmt und gibt angeschlagen einen falschen Ton: man nennt sie Wahnsinnige, Unglückliche, aber sie sind wirklich glücklich.

Jener hält die Kette, die ihn an die Mauer festhält, für ein goldenes Halsgeschmeide, seine Lumpen für den Purpurmantel des Königs. Jener glaubt in seinem Strohlager alle Schätze Indiens zu besitzen und fühlt sich beseligt. Jener ist taub für jeden Harfenton, blind für jede Schönheit, die der Maler der Natur abstahl, seine Seele sitzt auf seiner Zunge, er freut sich nur, wenn er sich an den Tisch setzt, er hört nicht die himmlische Musik, die ihn umfließt, aber er lächelt beim Becherklang, der Duft von Speisen bringt Freude in seine Seele. — Wer von allen diesen scheint dir in dem Zustande zu sein, in den die Natur den Menschen aus ihrer Hand hervorgehen ließ? —

„O jener,“ rief Nadir, der sich an dem Dampf der Speisen weidet, denn er ist der Glücklichste, an sein Herz reicht nicht die

Stimme des Glends, ihn durchbohrt nicht des Mißthats scharfer Pfeil, er ist der Glückliche, er kann viermal täglich glücklich sein: wozu sind jene feinem Empfindungen sie bringen weit mehr Schmerz als Vergnügen hervor — „Sieh, jener Mann,“ fing die Führerin Nadir's an, „der dort unbekannt herumgeht, ist ein verehrungswürdiger Mann, Keiner kennt ihn, Keiner achtet auf ihn, aber er findet sein Glück im Glücke Anderer; manche heiße Thräne steht im Dunkeln Segen für ihn vom Himmel, manche Brust athmet durch ihn freier, manche Klage verstummte durch ihn, er erfüllte den Beruf des Menschen, er macht Andre glücklich, und nur dazu schuf uns die Natur. — Du willst die Gesellschaft der Menschen verlassen, Komm und überzeuge dich, daß der Mensch da sei, um in Gesellschaft glücklich zu leben; warum will der schwache Mensch seine Bestimmung erforschen, warum die Bestimmung der Welten? Zwecklos rollen sie nicht um ihre Sonnen, aber warum wollen des Verstandes Maulwurfsaugen den Plan der Natur durchdringen? Der Mensch ist da, das zu genießen, was ihm die freigebige Natur darbrut, sein Verstand soll aber nicht über die Grenze hinaus schreiten wollen, die ihm gezeichnet ward.“

Sie gingen hin durch die hundert Bogengänge, und Nadir bewunderte die Pracht des Palastes; seine Augen wurden erblüht, er sah ein, daß es Frevel sei, sich von den Menschen zurückzuziehen; vor ihm zerrann der dunkle Nebel, er durchdrang den Plan der höchsten Weisheit, er versprach zur Gesellschaft der Menschen zurückzukehren.

Der Tag öffnete die blinzenden Augen, das Morgenroth fleg über die Ebne und schimmerte an den Fenstern: Nadir's Führerin verließ ihn, ein Bogengang verschwand nach dem andern, mit ihm ihre Gemälde und ihre Beschauer, ein Licht erlosch nach dem andern, die Pracht glitt von den Wänden, die Decke sank, der Saal zog sich zusammen, ward immer kleiner und kleiner, immer düstrier und düstrier, und der helle Sonnenschein glänzte endlich an den Wänden einer niedern Hütte. Nadir öffnete vor Staunen stumm die niedre Thür, er suchte vergebens den langen Gang; die alte Frau öffnete die kleine Hausthür, er ging hinaus, die Thür ward verschlossen; dieselbe kleine Hütte, an deren Thür er gestern klopfte — der Hund bellte ihm wieder nach, der Wetterhahn knarrte in den Wind, das moosbewachsene Dach triefte noch vom gestrigen Regen und das Morgenroth schwamm in den großen Trepsen.

„Wacht' ich oder träumt' ich?“ rief Nadir aus; er sah über einen niedern Zaun in den Garten neben der Hütte, ein Knabe mit nackten Füßen pflückte sich Kirschen von einem Baume. Er stand lange stumm da, seine Phantasie malte ihm noch einmal den gestrigen Tag; stumm ging er weiter, blickte noch oft zurück nach der wundervollen Hütte bis ein Wald den letzten weißen Schimmer von ihr ihm entzog.

Ein Cactuswald auf der Insel Bonaire (Buen-Ayre) bei Curaçao.

Der wichtigste Theil der Insel Bonaire ist der westliche, aus hohem Lande bestehend, zwischen welchen Thäler mit sehr fruchtbarem Boden liegen. In einem derselben, der Rincon genannt, wohnen die Gouvernementsklaven und einige Freigelassene. Da ich auch diese besuchen wollte, machten wir uns des Mittags in nordwestlicher Richtung auf den Weg, um die Nacht in dem Rincon zuzubringen und den andern Morgen längs der Südküste zurückzukehren.

Als wir das Fort verließen, befanden wir uns bald in dem eigentlichen Sinne des Wortes in einem Walde von cylinderförmigem Cactus. Auch Curaçao und Aruba und in einigen Gegenden des Küstenlandes hatte ich dieses Gewächs zwar in großer Menge und hochgewachsen gesehen, aber hier war ich in dem wahren Vaterlande dieser Disteln. Dort findet man sie zerstreut zwischen andern Gewächsen und nur in einzelnen Gruppen bei einander stehend; hier aber wachsen sie in weiter Ausdehnung dicht nebeneinander und verdrängen fast alle andere Vegetation. Wer dieses Gewächs nur aus Beschreibungen kennt oder es nur in den Treibhäusern der botanischen Gärten gesehen hat, wird mich der Uebertreibung verdächtigen, wenn ich sage, daß diese Pflanze hier die Höhe von mittelmäßigen Pappeln, Linden oder Buchen in Europa erreicht und einen hölzernen Stamm macht, aus welchem man Bretter von gewöhnlicher Dicke und Breite sägen kann, die bei dem Bauen von Häusern und zum Verfertigen von Meubeln gebraucht werden. Selch ein Cactuswald gewährt einen höchst fremdartigen Anblick. Es hat etwas furchterregendes, wenn man so viele Arme, manchmal 15 bis 20 Fuß lang und in regelmäßigen Reihen ganz mit langen und scharfen Dornen besetzt, in die Luft emporragen sieht. Der Ostwind pfeift und zischt unaufhörlich durch diesen Wald, und

das wilde und rauhe Gekreische der Papageien, die sich in demselben aufhalten, macht die Scene noch unheimlicher. Diese Vögel, welche man hier in Haufen bei einander findet, haben in diesem Cactuswalde einen sichern Aufenthalt, denn der Mensch nähert sich nicht gern demselben, und selbst auf dem Wege reitend muß man manchmal befürchten, daß ein vom Winde hin- und hergepeitschter Ast abbrechen und fallen wird. Alte Pflanzler auf Curacao haben mich versichert, daß bisweilen Kälber, welche um die Mittagszeit den Schatten eines Cactusbaumes suchten, von einem solchen herunterfallenden Arm getödtet wurden.

Wenn man die Stacheln in die Haut bekommt, scheint es, daß sie sich tiefer in's Fleisch einsaugen; sie verursachen einen heftigen Schmerz, als ob sie etwas Giftiges enthielten, und wenn ihre Zahl groß ist, hat die Verwundung meistens ein Fieber zur Folge. Unter den Leuten, welche einige Zeit auf diesen Inseln lebten, gibt es nur wenige, die nicht einmal zufällig einige dieser Dornen in die Hände oder Füße bekommen und die schmerzlichen Folgen davon empfunden hätten. Ein englischer Gentleman hatte, als ich auf Curacao war, einmal einen Tag auf einem zwei Stunden von der Stadt gelegenen Garten zugebracht. Nachdem er zu Mittag eine gute Portion Madeirawein zu sich genommen und darauf, um den Nachdurst zu vertreiben, den ganzen Abend beim Greg gefessen hatte, war ihm der Muth so sehr gewachsen, daß er in der Dunkelheit ohne Begleitung nach Hause reiten wollte. In seinem benebelten Zustande den rechten Weg verfehrend, purzelte er vom Pferde und fiel in einen Busch von Cactus Opuntia, wo man ihn schrecklich zugerichtet und halbtodt fand. Nachdem er viele Schmerzen und ein tüchtiges Fieber ausgestanden hatte, genas er jedoch bald wieder, denn der Mensch hatte eine zähe, echt englische Leibesconstitution.

Es ist nicht bloß der cylinderförmige Cactus mit seinen vielerlei Varietäten, welcher auf diesen Inseln so üppig ferkommt, auch die übrigen Species dieser Familie werden hier in Menge gefunden, z. B. die mancherlei Abarten der Cactus Opuntia. Diese erreicht zwar überhaupt nicht die Höhe der cylinderförmigen, doch sieht man bisweilen Stämme, die ungeheuer hoch gewachsen sind. Ferner den Cactus Speciosus, der sich wie eine Piane an den Baumstämmen emporSchlingt; den Cactus Melocactus, der wie ein Kohlkopf aus der Erde oder den Felsen aufwächst und seiner Lage und längern Dornen wegen für Menschen und sogar für Pferde und Rüche am gefährlichsten ist.

trif
un
wä
sich
ich
im
W
La
der
an
rie
mi
Nu
sch
wi
bes
ver
ne
wo
ne
me
ein
we
es
die
we
K
rei
der
de
nä
in
na

Sobald man in tropischen Ländern die Cactusarten häufig antrifft, kann man daraus in der Regel folgern, daß dort viel Dürre und Wassermangel herrscht. In einem Boden, der reichlich bewässert wird, gedeiht der Cactus nicht. Sogar in Thälern, wo sich die Feuchtigkeit des höhern umliegenden Landes hinzieht, sah ich dieses Gewächs, wenn man Hecken davon anpflanzen wollte, immer wieder wegsterben. Bewundernswürdig ist auch hierin die Weisheit des Schöpfers, welcher in Gegenden, wo die Lage des Landes oftmals langwierige Dürre verursacht und das Wachstum der gewöhnlichen Gewächse hemmt oder ganz unterdrückt, eine andere von den übrigen durchaus verschiedene Art zum Vorschein rief, welche auch bei der längsten Trockenheit ihre Säfte behält und mit ihrer immer glänzend grünen Haut stets fortwächst. — Der Nutzen, den die Cactus-Arten gewähren, ist übrigens vielfach. Wie schon erwähnt, liefert der Stamm gutes Bauholz, welches sehr wichtig ist in einem Lande, wo alles übrige Holz eine solche Härte besitzt, daß es entweder gar nicht oder nur mit der größten Mühe verarbeitet werden kann. In der Provinz Coro (auf dem Conent) sah ich alle Thüren und Fensterläden an den Häusern, sowohl als Stühle und Tische, aus Cactusholz verfertigt. Die dünnen Aeste werden zur Feuerung verwendet; mit der Rinde deckt man die Häuser und Scheunen, um schnell und mit geringer Mühe eine undurchdringbare Hecke um Gärten und Aecker zu haben, welche jedweden Unfall von Menschen oder Vieh widerstehen, gibt es auf der ganzen Welt kein besseres Gewächs; die Cabrietzige, dieses in trockenen Ländern so nützliche Thier, öffnet die noch weichen Zweige mit den Pfoten, um den Saft auszusaugen; die Kühe fressen die Sprossen gern, wenn man sie von Stacheln gereinigt hat; sogar der Neger bereitet aus einigen Arten des cylindrischen Cactus einen ehbaren Brei und sammelt die Feigen des Cactus als eine ziemlich schmackhafte Frucht. Auch die Vögel nähren sich an dieser saftreichen Pflanze, und der Colibri schwärmt in Schaaren zwischen derselben herum, um an ihren Blumen zu naschen.*)

*) Neuerdings sind Versuche gemacht worden, den Cochenille-Cactus auf Bonaire sowie auf Curaçao überzupflanzen, und, wie es scheint, mit einigem Erfolg.

Die arme Frau und der Mönch.

Zwei bleiche Kindlein auf den Armen,
Durchwaakt ein junges Weib die Stadt,
Und flehet, selbst vor Hunger matt,
Für ihre Kleinen um Erbarmen.

Das Volk umher läuft schnell und schneller,
Je mehr die eigne Noth es drängt,
Und ach! von keiner Hand empfängt
Die bange Mutter einen Heller.

Da kommt mit blühend rothen Wangen,
Und, trotz der Theurung, von dem Heerd
Des reichen Klosters wohl genährt,
Ein Mönch die Straße hergegangen.

Die Arme naht sich ihm mit Nechzen:
„Schwird'ger Herr, erbarmt Euch mein!
Beschenkt mit einem Brosamlein
Die Würmchen, die nach Speise lechzen.“ —

„Ich hab' nichts, laßt mich ungeplagt!“
Fährt sie der Mönch verdrießlich an.
Sie seufzt und spricht: „Ihr denkt nicht d'ran,
Daß ihr ein Brot im Busen tragt!“ —

„Euch möge Gott die Augen schärfen!“
Fällt rasch der Ordensbruder ein.
„Das ist kein Brot, es ist ein Stein,
Nach bösen Hunden ihn zu werfen.“ —

Er zieht der Kutte weiten Kragen
Geschwind zusammen, und enteilt.
Sein Imbiß soll ihm ungetheilt
An einem andern Ort behagen.

Und Gras und Laub die eben sprießen,
Sie locken ihn hinaus vor's Thor.
Hier langet er sein Brot hervor,
Um es in Ruhe zu genießen.

Doch sieh, er findet es es verwandelt!
 Ein schwerer Stein füllt seine Hand,
 Und schauernd wird von ihm erkannt,
 Wie hart und lieblos er gehandelt.

Im Kloster beichtet er die Sünde,
 Und übergiebt dem Abt den Stein,
 Der spätern Nachwelt ihn zu weih'n,
 Daß er das Wunder ihr verkünde.

In Danzig hat es sich begeben,
 Und nachher sah man fort und fort
 In einer Klosterkirche dort
 Den Wunderstein an Ketten schweben.

Räthsel.

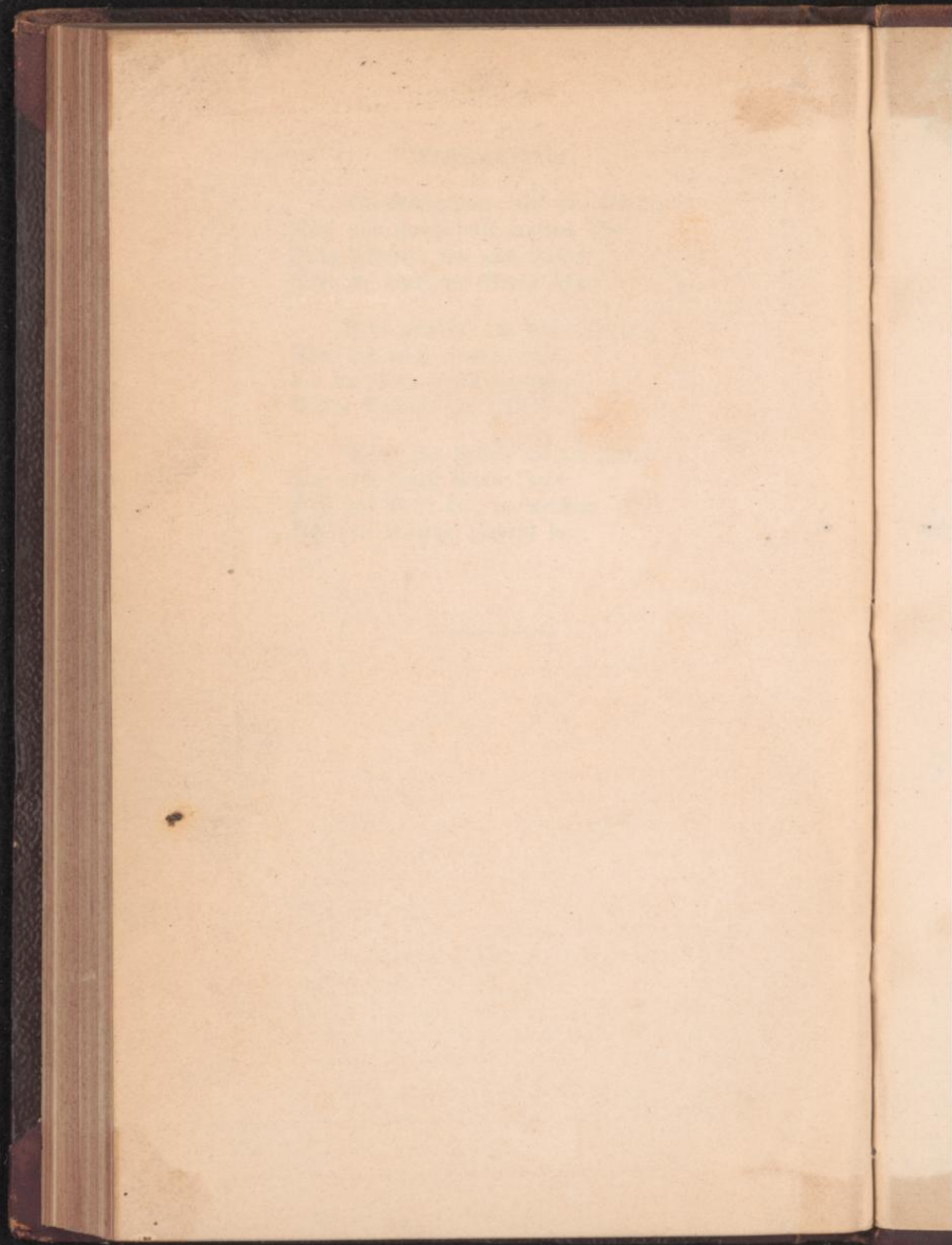
Ein kleines, liebes Brüderpaar
 Bei dir, o Kind, so rein und klar;
 Zwei Sternlein unter schönen Bogen
 Setzt licht, von Wälschen dann umzogen;
 Zwei Wundering', in die die Welt
 Mit ihrem ganzen Zauber fällt;
 Zwei Stätten, die da Wanderer senden
 Hieher — dorthin — nach allen Enden
 An deren geschloss'ner Thür bei Nacht
 Ein milder Himmelsengel wacht;
 Zwei Redner, die J. dermann versteht,
 Obwohl kein Wort aus dem Munde geht;
 Ein funkelndes Juwelenpaar,
 Für Alles Gold der Welt fürwahr!
 Verlierst du es, nie wieder zu gewinnen;
 Zwei Brunnen auch, aus denen Perlen rinnen,
 In denen Freude bald, bald Schmerz sich malt;
 Ein Spiegel, der die Seele wiederstrahlt.
 O rathe, rathe, liebes Kind,
 Wer wohl die beiden Brüder sind?

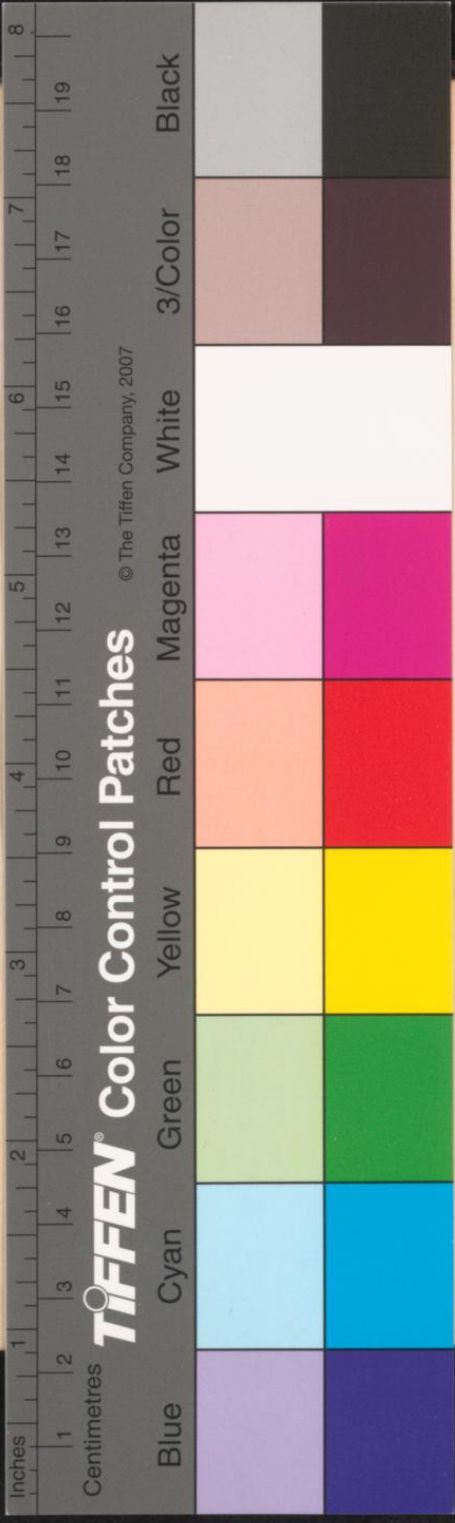
Rechenaufgabe.

Am Geburtstag tritt zur Mutter
 Karl und spricht mit sanftem Ton:
 Liebe Mutter, wie viel Jahre
 Lebst du heut' auf Erden schon?

Gern gewähr' ich deine Bitte,
 Aber laß mich einmal seh'n,
 Ob du schon so viel gelernt,
 Meine Antwort zu versteh'n.

Wenn zur Hälfte meiner Jahre
 Du noch fügest sieben Jahr,
 Hast das Alter du, in welchem
 Ich von dreizehn Jahren war.





Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black

